

Er mußte ihre Lieblingssclavin unterweisen, wie sie ihr die Kleider anlegte.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.



Nun wollen wir sehen was das Christkind einem Jeden gebracht hat.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Lith. Anst. v. H. Arnold, Leipzig.

Unter'm Christbaume.

Erzählung

für Volk und Jugend.

Von

Wilhelm Herchenbach.

Mit Illustrationen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1881.

I.

Das ist ein Wald, wie er schöner und prächtiger nicht gedacht werden kann. Unten in der Ebene stehen die gewaltigen Buchen mit den hohen, schlanken Stämmen und die mächtigen Eichen mit der borkigen Rinde. Sie bilden mit ihren breiten Kronen ein so dichtes Blätterdach, daß es selbst im hellen lichten Sonnenscheine halb dunkel darunter ist.

Es ist eine Lust, darunter zu wandeln, nicht allein wegen der Bäume, sondern auch wegen der vielen Thiere, welche sich in dem kühlen Schatten so wohl befinden. Zuweilen kommt ein Hirsch mit mächtigem Geweih dahergetrabt; er stutzt, steht einen Augenblick stille und macht dann unwillig Kehrt, weil wir uns in seine Waldeinsamkeit hineindrängen. Mit weiten Sätzen fliegt er über das Unterholz dahin, und bald hören wir schon in der Ferne sein Röhren. Vorsichtiger steckt das Reh seinen Kopf durch die Blätter und huscht im Nu von dannen, sobald es merkt, daß Menschen in der Nähe sind.

Das Häslein aber kauert vorsichtig in seinem Lager und verräth sich nicht, wenn wir es auch in nicht allzuweiter Entfernung umkreisen. Vor den Hunden und den

Jägern aber hat es eine gewaltige Scheu, und kaum wird es eines von beiden ansichtig, so fliegt es wie ein Wind von dannen.

In den Kronen der Bäume herrscht ein geschäftiges Leben; das Eichhorn huscht von Zweig zu Zweig, macht Sprünge von Baum zu Baum, sitzt bald im grünen Moos auf der Erde und knakt ein Nüßchen, bald läuft es, rasch wie der Blitz, am Stamme hinauf und rudert dabei mit seinem zottigen Schwanze hin und her.

Im Gezweig singen, springen und schwirren unzählige Vögel. An den lichtern Stellen krächzen und schreien Elstern, Krähen und Raben; im dichten Laube aber singen die Nachtigallen so süß und wunderbar, daß sich kein Sänger und keine Sängerin damit vergleichen kann.

Die andern Vöglein, welche der liebe Gott mit weniger schönen Stimmen begabt hat, lauschen ehrerbietig und wagen kaum, zu zwitschern; aber wenn eine Pause kommt, dann lassen auch die Amsel, der Blutfink und der Hänfling ihre Stimmen erschallen. Der Markolf aber macht sich aus den schönen Melodien nichts, und scheint vor der feinen Waldmusik gar keinen Respekt zu haben; wenn es ihm beliebt, dann stößt er sein Geschrei aus und übertönt auf einen Augenblick selbst die Nachtigall.

Ein aufmerksames Auge aber sieht auch noch viele andere lebende Wesen. Vielfarbige Schmetterlinge flattern in der Luft und über den Gräsern, und an den Stengeln kriechen Käfer aller Art auf und ab. Es ist ein Leben und Weben so mannigfaltig und so schön, daß man nicht aus dem Verwundern herauskommt.

Doch steigen wir die Höhe hinan, wo die dunkeln

Nadelhölzer beginnen. Wie still und feierlich ist es da, und wie glühen die Sonnenstrahlen durch die feinen Nadeln und fließen glitzernd und glänzend an den röthlichen Stämmen hernieder!

Unser Fuß gleitet aus auf der glatten Moosdecke, die sich wie ein grüner Teppich die Halden hinanzieht. Jetzt sind wir oben. Da liegt der kleine, grüne, schilfumwachsene See, in welchem die Tauchhühner ein lustiges Leben führen und wo die Fische sich so wohl fühlen. Rings um das Wasser stehen die ernsten Tannen und Fichten und über dem Schilfe tanzen und gaukeln die buntfortigen Libellen. Der ganze Aufenthalt ist wie ein in Musik gesetztes Gedicht, welches Ohr und Auge gefangen hält und das Herz wohlthätig erwärmt.

Mitten in diesem grünen Paradiese liegt das Försterhaus, in welchem Simon Sonnenberg und Magdalena, seine Frau, ein so glückliches Leben führen. Glücklich, sage ich, weil sie Beide gut und fromm sind, keine Lebenssorgen, aber ein paar liebe und gut geartete Kinder haben, den krauslockigen Theodor und die sanfte Monika.

Eben kommen sie aus dem Hause heraus und springen im Walde umher. Ich möchte, daß Du das herzige Bübchen und das liebe Mädchen sehen könntest, mein lieber Leser, Du würdest sicher auch deine Freude daran haben, denn aus diesen hellen Kinderaugen schimmert noch die reine Unschuld; sie sind noch gänzlich unberührt vom Schmutze der Sünde und kennen keine größere Freude, als Gott und ihren Eltern zu gefallen.

Der Förster erscheint nun auch auf der Schwelle und hat das Gewehr auf seiner Schulter hängen. Vor ihm her stürzt der Hund aus dem Hause, und hinter ihm steht Magdalena, die liebende Gattin, und schaut dem

stattlichen Manne, der festen Schrittes in den Wald geht, mit theilnehmenden Blicken nach.

Einsames, stilles Familienglück, wie viele von den Reichen, die unten in den Palästen der großen Stadt wohnen, würden dich beneiden, wenn sie dich kännten! Wie Viele würden all' ihr Geld und ihre Kleinodien dahin geben, wenn sie tauschen könnten!

Der Sommer war vorüber, der Winter gekommen. Unten im Laubwalde war es still geworden; kein Vogel sang mehr, nur die Raben und Krähen ließen zuweilen ihr heiseres Gekrächze hören und schauten hungrig nach Futter umher.

Da oben aber, auf des Berges Höhe, hingen noch all' die grünen Nadeln an den Bäumen, der See aber war zugefroren und die Wipfel der Tannen hingen so voller Schnee, daß fast die Aeste brachen.

Die Thüre des Försterhauses öffnet sich; Theodor und Monika kommen mit den Schlittschuhen heraus und tummeln sich auf dem See umher. Es ist eine Freude, zu sehen, wie leicht und graziös sie dahinfliegen, wie sie nicht müde werden, sich zu haschen und einander nachzulaufen, aber heute nimmt das fröhliche Spiel früher ein Ende, als sonst, denn heute ist der Weihnachtsabend, und ihre Herzen sind allzuvoll von den Freuden, die sie erwarten.

Monika schnallt zuerst die Eisenschuhe ab und sagt: „Komm, wir wollen ein wenig in den Wald gehen!"

Theodor folgt ihrem Wunsche, und bald sind sie im Dickicht verschwunden. An einem trauten Plätzchen, wo die Springquelle aus dem Boden kommt, welche den See füllt, bleiben sie stehen. Monika flüstert ihrem Bruder zu: „Ich glaube, daß das Christkindchen auch

dieses Jahr kommt und einen Baum mit allerlei schönen Sachen bringt."

Theodor schaut sie mit leuchtenden Augen an und fragt: „Warum glaubst Du das?"

„Ei," giebt sie zur Antwort, „heute morgen, als ich die Stube kehrte, fand ich einige Stückchen Gold- und Silberfäden auf dem Boden. Wie sollten die sonst dahin gekommen sein. Ich wette, Christkindchen ist in der Nacht da gewesen und hat sie verloren."

„Ja, ja, Monika, so wird es sein. Mir scheint es ebenso, denn in der Nacht bin ich einmal wach geworden; da hörte ich ein leises Geräusch in der untern Stube. Gewiß ist es mit den Engelein da gewesen und hat den Baum aufgepflanzt."

„Das glaube ich auch, Theodor. Ich möchte nur einmal einen Blick in den Himmel thun und sehen, wie die Englein alle beschäftigt sind, für die vielen tausend Kinder auf der Erde zu sorgen."

„O ja, das müßte gar zu schön sein! Aber die Weihnachtsbäume, welche das Christkindchen bringt, sind doch im Himmel gewachsen und nicht in den Wäldern?"

„Freilich, Theodor, Alles kommt aus dem Himmel, und die Engelchen machen es selbst. Gewiß fangen sie schon sehr früh an, aber wie sie es nur fertig bringen, daß sie in einer einzigen Nacht über die ganze Erde fliegen und in alle Häuser gehen?"

„Ach, liebe Monika, dafür sind sie ja Engel. Wenn die Menschen das Alles thun sollten, dann kämen sie gar nicht rund, aber die Engel haben Flügel, mit denen sie viel schneller wegkommen, als der schnellste Vogel. Und dann darfst Du nicht vergessen, daß ja auch das liebe Christkindchen dabei ist, und daß es in einer Sekunde

mehr fertig bringen kann, als ein Mensch in zehn Jahren."

„So ist es," sagte Monika und trippelte mit den kleinen Füßchen, weil es ihr so kalt auf dem Boden war. Um sich zu erwärmen, liefen sie den Berg hinab und sammelten unten im Walde Buchenkerne, wobei sie zu ihrem Bedauern einige Eichhörnchen verscheuchten, die von den süßen Nüßchen einen Vorrath in ihr Winterquartier trugen.

Die Tage waren so kurz, daß es bald zu dunkeln begann. Um der Mutter keine Besorgniß einzuflößen, sputeten sie sich den Berg hinauf. Auf dem Wege trafen sie mit dem Vater und den Forstgehilfen zusammen, die ein paar Hasen für die Küche geschossen hatten.

Mutter Magdalena empfing sie alle mit großer Freundlichkeit; es lag so ein sanftes Lächeln auf ihren Zügen, als ob sie ein süßes Geheimniß zu verbergen habe.

In der großen Küche brannte ein mächtiges Feuer, welches den weiten Raum hell erleuchtete und angenehm erwärmte. Das Zinn- und Kupfergeräthe auf dem Schüsselrecke blitzte im Scheine der lodernden Flammen, und die Alten und Jungen, welche um den großen Herd saßen, lugten zuweilen verstohlen nach dem großen Zimmer hin, dessen Thüre sich in die Küche öffnete.

Die Mutter holte den großen kupfernen Kaffeetopf mit den drei Krahnen, mahlte den Kaffee, nahm den Wasserkessel vom Feuer und füllte den Topf, in den sie vorher das Kaffeemehl geschüttet hat. Aus dem Kasten holte sie einen großen Kuchen mit dicken Rosinen und schnitt denselben in so viele Stücke, als Personen da waren.

Monika pflegte an allen Vorabenden von hohen

Festtagen ein besonderes Gericht zu geben, denn sie meinte, man müsse es auch äußerlich erfahren, daß man einem wichtigen Zeitpunkte entgegengehe.

Als sie Alle mit fröhlichem Gemüthe gegessen und getrunken hatten, sprach die Mutter zu den Kindern: „Jetzt müßt ihr zu Bette, damit ihr euch nicht verschlafet, denn nach Mitternacht stehen wir auf und wandern in die Stadt zur Kirche."

Monika und Theodor ließen sich die Anordnung ohne Widerspruch gefallen; sie mußten heute ja doppelt gehorsam sein, damit das Christkindchen nichts an ihnen zu tadeln fand. Willig begaben sie sich in ihr Kämmerlein und beteten mit andächtigem Herzen ihr Abendgebet. Dann sagte Theodor: „Ich rücke mein Bettchen an's Fenster; denn ich will aufpassen, ob ich das Christkindchen sehe, wenn es mit den Engelein vom Himmel kommt."

„Das will ich auch sehen," sagte Monika, und sie rückten beide ihre Bettchen so nahe an das Fenster, daß sie mit leichter Mühe zu den Sternen emporblicken konnten.

Es war recht kalt und sie froren tüchtig, aber husch waren sie unter der Decke, wo sie nach und nach warm wurden. Noch ein Gebet stieg zum Christkindchen empor, dann richteten sie ihre Augen unverwandt zum Himmel und schauten zu den Sternen. Sie blinkten und strahlten so wunderlieblich, daß jedes fromme Gemüth davon entzückt werden mußte; auch die Kinder waren es, aber das Christkindchen kam ihnen nicht zu Gesicht.

Endlich löste sich in dem unendlichen Blau eine Sternschnuppe und schoß auf die Erde hinab. „Du," sagte Theodor, „jetzt sind sie gewiß vom Himmel weg-

geflogen, und von einem der vielen Bäumchen ist ein Kerzchen herabgefallen. Siehst Du nichts, Schwester?"

„Nein, ich habe nur das Kerzchen gesehen; aber sie ziehen gewiß erst in die weite Ferne und kommen erst später zu uns."

„So wird es sein," sagte Theodor; schon fielen ihm die Aeuglein zu, und er antwortete nicht mehr auf die Fragen, welche seine Schwester stellte. Nun aber begann in seinem Geiste der Traum zu spielen und er sah sich mitten im Himmel unter den Engeln und war selber einer. Ei, wie riß er da die Aeuglein auf und konnte sich gar nicht satt sehen, bis das Christkindlein ihm befahl, auch Hand mit anzulegen und nicht müßig zu sein.

Was er aber nicht begriff, das war seine Geschicklichkeit, womit er, ohne es je gelernt zu haben, allerlei Dinge aus Gold- und Silberpapier machen konnte. Jeden Augenblick konnte er einen fertigen Stern, eine Krone, eine Puppe ꝛc. aus der Hand legen. Jetzt aber machte er auch weiße Schäfchen mit weicher Wolle, Hirten, eine Krippe mit einem Jesuskindchen aus vergoldetem Wachse, Bücher, Spielsachen, vergoldete Aepfel und Nüsse, sowie tausend und abertausend Dinge, die er selbst nicht kannte und nicht benennen konnte. Auch verstand er plötzlich Musik zu machen, die Geige zu spielen und den Triangel zu schlagen. Dann aber mußte er einen verzierten Baum auf seine Schultern nehmen und ihn seinem Schwesterchen bringen. O, wie gern that er das! Niemandem auf der Welt hätte er ihn lieber gebracht.

Auch Monika befand sich im Traume unter den Engeln; auch sie war so unbeschreiblich glücklich. Als sie den ihr übertragenen Baum fertig hatte und das Christ-

kind sie fragte: „Wem willst Du ihn bringen,“ da gab sie zur Antwort: „Meinem Bruder Theodor!“ und flog hinab auf die Erde und an das Bettchen ihres Bruders.

Die Träume waren kaum beendigt, als die Mutter mit dem Lichte erschien und ihre Lieblinge weckte.

„Steht eilends auf,“ sagte sie, „und kleidet euch an, denn wir wollen zur Kirche gehen.“

Rasch sprangen sie auf die Füße und griffen nach den Festtagskleidern, welche die Mutter gestern Abend einem Jeden zurechtgelegt hatte. Magdalena half, damit es rasch ging, und bald waren sie gewaschen, gekämmt und angekleidet. Draußen harrten schon der Vater, die Forstgehülfen und die Magd, und nun ging es hinaus in die kalte, sternenhelle Nacht. Der Schnee knisterte ihnen unter den Füßen und es war empfindlich kalt, aber Alle waren so freudig gestimmt, daß ihnen die Kälte nichts anhaben konnte; sie dachten nur an die Kirche und den Gottesdienst.

Auch aus andern Theilen des Waldes kamen Leute, in Schaaren trafen sie auf der hartgefrorenen Landstraße zusammen; rasche Wägelchen rollten an ihnen vorüber, bei Allen aber herrschte ein stiller, angemessener Ernst.

Nach einem tüchtigen Marsche erreichten sie die Stadt; sie lag noch im Dunkeln, aber von allen Kirchen hallten die Glocken so feierlich, daß es einem ganz wunderbar zu Muthe wurde.

Jetzt hatten sie die Kirche erreicht; sie war schon fast gefüllt, kaum daß sie noch ein Plätzchen in den Bänken fanden.

Das Gotteshaus war hell erleuchtet; überall waren Kerzen und Armleuchter angebracht, besonders auf dem Hochaltare; am schönsten aber war es bei dem Krippchen,

wo das Jesuskind auf dem Stroh lag und so holdselig lächelte. Joseph stand mit seinem Stabe am Kopfende, die heilige Mutter kniete davor, die Hirten aber standen in ehrerbietiger Entfernung, und über dem Dache des Hauses schwebten die singenden Engel in goldenen Gewändern.

Jetzt begann der Gottesdienst; mit kräftigem Strome brauste die Orgel durch das Haus und ging dann in eine liebliche Melodie über, in welche die Gemeinde einstimmte. Die Schellen erklangen und alle Gläubigen fielen auf die Knie, auch Theodor und Monika, deren Gebete und Gesänge inbrünstig zum Himmel stiegen.

Wie selig war es ihnen zu Muthe, als das Lied „Heiligste Nacht" zum Himmel stieg! Mit welcher Andacht stimmten sie ein und fühlten sich über die Erde erhoben!

Endlich schwieg die Orgel, der Priester entfernte sich vom Altare und die Kirche leerte sich langsam; auch die Försterfamilie erhob sich und wanderte wieder in die Nacht hinaus. Der Strom der Menschen, welche mit ihnen wanderten, verlor sich allgemach, je mehr sich die Wege theilten. Zuletzt waren sie allein und stiegen unter süßem Geplauder den Berg hinauf.

Theoder und Monika hielten einander an der Hand und flüsterten sich ihre Träume zu, die so überaus schön und herrlich gewesen waren. Jetzt hatten sie das Försterhaus erreicht und traten in die Küche. Bei ihrem Weggange war das Feuer absichtlich gedämpft worden, damit in ihrer Abwesenheit kein Unglück geschehe; aber es glimmte noch in der Asche, und einige Splitter dürren Holzes brachten es wieder zum Auflodern.

Schnell wurde der Kaffee bereitet; die Magd mußte

das besorgen, denn Vater und Mutter hatten sich entfernt und ausdrücklich hinterlassen, daß Niemand die Küche verlassen dürfe.

Wiederum kam so ein schöner Rosinenkuchen auf den Tisch, wie gestern Abend, und Jeder durfte davon essen, so viel ihm beliebte. Gegen das Ende des Frühstücks kamen auch Vater und Mutter und aßen hastig einige Bröckchen, dann sagte der Förster: „Nun wollen wir sehen, ob auch das liebe Christkindchen dagewesen ist.“

Er ging voraus, dann folgte die Mutter mit den Kindern und zuletzt die Magd und die Forstgehülfen.

Sonnenberg öffnete mit einem Rucke die Thüre ganz weit, so daß man mit e i n e m Blicke die ganze Stube überschauen konnte. Ein allgemeines Ah! entrang sich den Lippen der Eintretenden; die Kinder aber drängten sich vor, klatschten in die Hände und wußten sich vor Freude nicht zu fassen. Im Hintergrunde stand eine mächtige Tanne, und auf allen Zweigen brannten Lichter. Stumm vor Staunen und Entzücken standen sie jetzt vor dem Baume und schauten in die blendende Pracht hinein. Der Vater stimmte das Weihnachtslied an und alle fielen ein, während die Augen von Zweig zu Zweig wanderten. Nach dem Liede begannen die Entdeckungen: Oben auf der höchsten Spitze des Baumes standen drei Engel in goldenen Kleidern; an den Zweigen aber hingen blitzende Korallen, Körbchen mit allerlei Confekt gefüllt, brauner und weißer Stangenzucker, vergoldete Aepfel und Nüsse, bunte Gestalten aus Zuckerzeug, Fähnchen aus Rauschgold, welches rasselte und klapperte, wenn ein Zweig bewegt wurde. Unter dem Baume aber lag in weichen grünem Moose das Christkindchen, fast so schön und

holdselig wie in der Kirche; um dasselbe her aber weideten die Schäflein, und auf kleinen Hügeln saßen die Hirten und hatten die Schallmeien am Munde, als ob sie eine Freudenmusik machen wollten. Ganz nahe bei dem Christkindchen aber befanden sich Maria und Joseph.

„Nun wollen wir sehen, was Christkindchen einem Jeden mitgebracht hat," sagte die Mutter und ließ zuerst die Kinder suchen; bei jeder Gabe lag ein Zettel mit dem Namen des Empfängers; es war also leicht zu finden.

Plötzlich rief Monika jubelnd aus: „Zwei große Puppen, ein Hühnerhof, Kochgeschirr, Bücher und ein neues Kleid."

Theodor fand einen Säbel, eine Büchse, eine Lanze, einen prächtigen Baukasten, Bücher und einen ganzen Anzug. Außerdem war für beide eine Menge Confekt vorhanden und so viel Aepfel, Nüsse und Rosinen, daß sie dieselben kaum zu fassen wußten. Sie waren außer sich vor Freuden und hatten jetzt nur noch für ihre schönen Sachen Augen.

Die Forstgehülfen und die Magd waren ebenfalls nicht vergessen; jeder von ihnen hatte ein nützliches Kleidungsstück bekommen, der Vater aber einen schönen Hirschfänger und die Mutter einen warmen Pelz.

Da die Lichter schon halb heruntergebrannt waren, so blies die Mutter sie mit einem langen Pustrohre aus, denn sie wollte den Kindern die Freude auch am Abend noch einmal machen.

Lieber Leser, wie es den beiden Kindern zu Muthe war, so ist es Dir gewiß auch einmal gewesen, als Du noch in Deinen Kinderjahren warst, und gewiß nimmst

Du Theil an den stillen Freuden im einsamen Försterhause. Schade, ewig schade ist es, daß so viele Menschen die Kindheit so früh von sich abstreifen und sich mit unersättlicher Begierde in den Strudel der Welt stürzen, bis alle ihre Sterne erblaßt und alle ihre Ideale verschwunden sind. Bleibe auch dann noch ein Kind, wenn Du zu den Erwachsenen gezählt wirst, wenigstens ein Kind im Glauben und in der Liebe. Halte Dein Herz unschuldig und rein, damit Du ohne Gewissensbisse zu den Sternen, zum Christbaume, und zu den Kerzen des Altares emporschauen kannst! —

Die Weihnachtstage im Försterhause gingen vorüber, die Alltäglichkeit kehrte wieder ein, aber die Freuden der heiligen Nacht klangen doch noch lange in allen Herzen nach.

Theodor und Monika hatten einen weiten Schulweg, den sie alle Tage zweimal hin und zweimal her zurücklegen mußten, und nun war allgemach ein Jahr nach dem andern dahingegangen und sie konnten in der Elementarschule nicht viel mehr lernen.

„Es ist nun Zeit, daß wir darüber nachdenken, was wir aus den Kindern machen wollen,“ sagte Sonnenberg eines Tages zu seiner Frau, als sie zusammen in der Laube des Gartens saßen.

„Nun, ich denke,“ gab Magdalena zur Antwort, „Theodor wird ein Forstmann und Monika eine tüchtige Hausfrau.“

„Das ist auch meine Ansicht,“ entgegnete Sonnenberg. „Was Monika angeht, so würde sie das Meiste wohl bei Dir lernen können, aber Du hast mit der Haushaltung beide Hände voll zu thun und kannst Dich nicht lediglich um das Mädchen bekümmern.“

„Das ist wahr, Simon; außerdem ist die Welt auch in vielen Dingen fortgeschritten, und ich bin in der That nicht im Stande, sie Alles nach der neuen Façon zu lehren. Sie muß das Kleidermachen, die Behandlung der Nähmaschine, das Kochen, das Feinbügeln und noch viele andere Dinge lernen, zu denen es hier weder Gelegenheit noch Zeit giebt."

„Wir werden sie also in die Stadt schicken müssen, und das paßt insofern zu meinen Wünschen, als ja auch Theodor in die Stadt muß, um das Gymnasium zu besuchen. Es fragt sich nur, ob sie Mittags und Abends heimkehren sollen."

„Mittags ist es unmöglich, Simon, weil der Weg viel zu weit ist, und selbst für den Abend habe ich meine Bedenken. Monika wird, solange sie das Kleidermachen lernt, bis in den späten Abend beschäftigt sein, und Theodor bekommt sicher im Gymnasium so viele häusliche Arbeiten, daß er ebenfalls keine Zeit verlieren darf. Im Winter würde es ja ohnehin kaum durchzuführen sein; deßhalb bin ich der Meinung, wir müssen die Kinder in der Stadt einmiethen."

„Das wird einen hübschen Stüber Geld kosten," sagte Sonnenberg mit einem Seufzer.

„Freilich, lieber Mann, aber was thut man nicht für die Kinder! Besseres, als eine gute Erziehung kann man ihnen nicht mitgeben; aushalten werden wir's, so Gott will, doch, denn ich will Dir nur sagen, daß ich im Geheimen Manches gespart und zurückgelegt habe."

Sonnenberg lächelte still vergnügt, denn er kannte die Sorgsamkeit seiner Gemahlin und wußte, daß Sie schon lange Voraus auf außergewöhnliche Ausgaben Bedacht zu nehmen pflegte.

„Aber meine liebe Magdalena," sagte er mit vergnüglichem Schmunzeln, „wir werden uns gehörig krumm legen müssen; doch was soll's? Du hast recht, was man für die Kinder thut, das ist wohl angelegt. Nun wäre es aber doch gut, wenn Du vorher in die Stadt gingest und ein Quartier aussuchtest, wo die Kinder wohl aufgehoben sind und auch etwas Aufsicht haben. Du hast ja eine ganze Masse Freundinnen in der Stadt, und bei der einen oder andern wird es doch gelingen.

Sie müssen natürlich den ganzen Tisch und jeder sein besonderes Kämmerchen haben, aber es braucht gar kein Luxus damit getrieben zu werden; sowohl der Tisch, als auch die Kammern können ganz einfach sein, und des Abends können sie es mit einem Lichte und mit einem Ofen gethan bekommen. Samstags Nachmittags aber können sie nach Hause kommen und den Sonntag im Forsthause zubringen."

„Ja, das wäre natürlich am besten," sagte Magdalena, „denn die Kinder dürfen sich der Familie nicht entfremden; sie müssen wenigstens zuweilen im elterlichen Hause verkehren."

Sie ging nun in Gedanken alle ihre Bekannten durch und fragte sich bei einer jeden, ob sie geeignet sei, ihre Kinder bei sich aufzunehmen; aber fast bei Allen hatte sie etwas auszusetzen, bis sie endlich auf der Stephanie haften blieb.

Sie war allerdings keine vornehme, aber doch eine sehr geachtete Persönlichkeit, auf die man sich ganz verlassen konnte.

Nicht weit vom Gymnasium bewohnte sie ein Haus in welches sie am liebsten auswärtige Studenten auf-

nahm, denen sie in jeder Beziehung eine ganz besondere Sorgfalt widmete.

Außerdem hatte sie eine Schneiderei für vornehme Damen der Stadt und hielt immer ein oder zwei Lehrmädchen von geachteten Familien im Hause.

„Was meinst Du von der alten Stephanie?" fragte sie ihren Mann.

„Wenn die noch Raum für die Kinder hat," antwortete Sonnenberg, „dann wäre ich ganz dafür. Sie steht im Rufe einer sehr ordnungsliebenden Person, und wie ich gehört habe, wird sie von den Gymnasiallehrern sehr empfohlen."

Das war nun abgemacht, und es war nun auch an der Zeit, die Kinder in den Plan einzuweihen. Sie wurden also herbeigerufen.

„Theodor," sprach der Vater, „Deine und meine Wünsche stimmen in Betreff Deiner Zukunft ganz überein. Du willst ein Forstmann werden. Das ist mir in jeder Beziehung lieb und angenehm, und ich kann Dich in das Praktische Deines künftigen Berufes besser einweihen, als irgend ein Anderer, aber wenn es etwas Rechtes mit Dir werden soll, dann mußt Du tüchtige Studien machen und Gymnasium und Universität besuchen. Wir gehen deßhalb mit der Absicht um, Dich auf das Gymnasium in der Stadt zu thun. Was hältst Du davon?"

Die Mittheilung kam ihm etwas überraschend, aber er liebte die Studien und schlug sogleich ein.

Nun wandte sich die Mutter an Monika und sprach: „Deinem Bruder würde es in der Stadt recht einsam sein, und da Du doch noch Manches erlernen mußt, besonders das Kochen und das Kleidermachen, so wäre es für euch Beide recht angenehm, zusammen in der Stadt zu sein."

Das Mädchen war nicht so schnell entschieden; es fiel ihr schwer, sich von der Mutter zu trennen, aber sie sah doch auch die Nothwendigkeit ein, etwas Tüchtiges zu lernen und sagte nach einigem Zögern, daß sie sich dem Willen der Eltern fügen wolle.

So wurde denn verabredet, daß sie morgen nach dem Frühstücke zur Stadt wandern und Alles in Ordnung bringen wollten.

Für heute waren die beiden Kinder zu nichts zu gebrauchen, denn sie dachten unaufhörlich an die Stadt und stellten sich vor, wie fremd und unheimlich es ihnen unter den fremden Menschen sein werde, und wie schlecht sie sich daran gewöhnen würden, fern von den Eltern und ihrem lieben Walde zu sein, aber schließlich machten sie sich doch mit dem Gedanken vertraut, und nun planten sie auch schon, wie sie sich am Abende, wenn sie allein seien, so traulich unterhalten würden.

II.

Am folgenden Morgen hatte sich die Familie ziemlich früh aus den Federn erhoben. Sie nahmen gemeinschaftlich das Frühstück ein, denn der Vater und die Gehilfen wollten zeitig im Walde sein, um die Bäume zu zeichnen, welche im Winter gefällt werden sollten; die Magd aber beschäftigte sich schon seit mehreren Wochen damit, die dürren Baumblätter im Walde zu sammeln und sie in den Schuppen zu tragen, weil sie im Winter als Streu benutzt werden konnten.

So hatte Jeder im Forsthause seine Arbeit, und Niemand empfand Langeweile; daß die Mutter und die beiden Kinder in die Stadt gehen wollten, wissen wir schon.

„Nun Mutter, sorge, daß Alles gut geht," sagte Sonnenberg, indem er seiner Frau die Hand zum Abschiede drückte.

„Ich werde mein Bestes dazu thun," antwortete Magdalena und ging mit ihm bis an die Hausthüre.

Theodor und Monika zogen heute ihren Sonntagsstaat an, denn die Gelegenheit war doch immer eine feierliche, und Theodor mußte sogar vor dem Herrn Direktor des Gymnasiums eine Prüfung ablegen.

Mit welchen Erwartungen der kleine Mann, der ja jetzt die gelehrten Studien anfing, neben seiner Mutter herging, das kann sich wohl Jeder denken, der in seiner Jugend einmal einen ähnlichen Gang gemacht hat. So ganz angenehm und sorgenlos war es ihm doch nicht zu Muthe; er fürchtete nämlich, daß er nicht im Stande sein werde, die an ihn gestellten Fragen zu beantworten. Auf der einen Seite wäre er kaum betrübt darüber gewesen, weil er dann wieder in das Forsthaus zurück konnte, auf der andern Seite aber hätte er sich auch weidlich geschämt, so unwissend zu sein. Bei seinen Hoffnungen und Bedenklichkeiten kam er endlich zu dem Entschlusse, seine ganze Schuldigkeit zu thun und im Uebrigen den lieben Gott walten zu lassen. Das schien ihm am besten und am natürlichsten.

Die Mutter hatte ebenfalls ihre Gedanken wegen der Kinder, und auch Monica hing ihren Phantasien nach. So kam es, daß der Weg ziemlich schweigsam zurückgelegt wurde.

Als sich aber endlich die Thürme der Stadt über den Bäumen emporhoben, da begannen die beiden kleinen Herzen schneller und unruhiger zu schlagen, denn sie wußten wohl, was sie an dem frischen grünen Walde mit seinem Wilde und seinen Vögeln verloren, nicht aber, was sie in der Stadt fanden. Der Wechsel kam ihnen wie ein großer Verlust vor, aber sie mußten sich in denselben fügen und durften nicht murren, denn was die Eltern beschlossen hatten, das war ja zu ihrem Vortheile.

Bald erreichten sie die Stadt und schritten durch die breiten Straßen. Beide kannten sie schon, aber dennoch kamen ihnen die Häuser neu und geheimnißvoll vor.

Jetzt wandten sie sich links um die Ecke, wo der prachtvolle Laden mit den Gold- und Silbergegenständen war, und traten in die Doppelallee mit den schönen Lindenbäumen. Dort lag linker Hand das große Gebäude, in welchem sich das Gymnasium befand.

Viele feine Herren und Damen stiegen mit ihren Kindern die hohe Treppe hinauf und begaben sich in das Innere. Magdalena blieb unten stehen, denn ihr selber klopfte das Herz. Endlich wagte sie es doch und flüsterte den Kindern zu: „Folgt mir, sonst kommen wir am Ende noch zu spät!"

Sie stiegen nun ebenfalls die Treppe hinauf und öffneten die breite Doppelthüre, welche in einen geräumigen Flur mit vielen Thüren führte.

„Wie gelangen wir hier zum Herrn Direktor?" fragte Magdalena den Pförtner, welcher an einem Pfeiler stand.

Er zeigte auf eine Steintreppe und sprach: „Gehen Sie vier Stiegen hinauf, dann kommen Sie auf einen Corridor mit vielen Thüren. Oeffnen Sie diejenige, auf welcher „Quarta" steht. Das ist das Prüfungszimmer."

Langsam und bedächtig stiegen sie die Treppe hinauf und fanden die bezeichnete Thüre, hatten aber lange nicht den Muth, sie zu öffnen. Endlich faßte sich Magdalena ein Herz, drehte die Krücke und trat ein.

Der Direktor stand auf dem Katheder und las eine Reihe von Namen ab; die Knaben hatten sich in die Bänke gesetzt und die Eltern und Angehörigen saßen auf Stühlen.

„Ist außer diesen noch Jemand da, der in das Gymnasium aufgenommen sein will?" fragte der Direktor.

Da ging Magdalena schüchtern und verschämt zu

ihm hinauf und sagte: „Ich habe meinen Sohn mitgebracht und wünsche, daß er ebenfalls das Gymnasium besuche.“

Sie nannte ihm Namen, Stand und Wohnort. Er schrieb Alles in seine Liste und wünschte dann den Knaben zu sehen.

Theodor mußte durch die Doppelreihe der Herren und Damen hinaufwandern; er schämte sich so sehr, daß er ganz unsicher auf den Füßen wurde; als er aber vor dem Herrn Direktor stand und in dessen freundliches Gesicht schaute, da verlor er alle Angst.

„Du hast wohl bis jetzt die Dorfschule besucht?“ sagte er.

„Ja, Herr Direktor.“

„Und Du willst Dich für welche Klasse prüfen lassen?“

Darauf konnte ihm Theodor keine Antwort geben; er wußte nur, daß er in's Gymnasium wollte.

„Nun, es ist schon gut,“ sagte der Direktor, „setze Dich nur dort auf die Bank und gieb recht gut acht auf meine Fragen.“

Die Prüfung begann; es wurde im Lesen, Rechnen und Schreiben geprüft. Theodor bestand die Prüfung, ohne einen einzigen Fehler gemacht zu haben. Jetzt fragte der Direktor, ob auch einer darunter sei, welcher schon Latein gelernt habe. Theodor hob den Finger in die Höhe; er war der einzige.

Nun ging die Prüfung für die Quinta los, und er bestand sie so vortrefflich, daß der Direktor vergnügt lächelte. „Wovon hast Du das gelernt?“ fragte er.

„Von unserm Herrn Vikar.“

„Er hat sich wohl verdient um Dich gemacht, denn

Du bist reif für die Quinta und kannst die erste Klasse überspringen. Hier hast Du einen gedruckten Zettel, auf welchem alle Schulutensilien, die Du haben mußt, verzeichnet sind. An der Ecke wohnt ein Buchhändler, bei dem Du Alles haben kannst. Kaufe die Sachen also ein und erscheine nach drei Tagen früh punkt acht Uhr im Gymnasium.“

Auch die andern Knaben bekamen einen Zettel für die Sexta; sie schauten mit einem gewissen Neid auf den Theodor Sonnenberg, und auch die Erwachsenen betrachteten ihn mit großem Interesse.

Nun begaben sie sich zunächst zum Buchhändler und kauften Alles ein, was Theodor brauchte; dann aber gingen sie zu der Wittwe Stephanie. Welch’ eine gemüthliche Dame das war. Das Gesicht war allerdings voller Runzeln, aber zwischen denselben wohnte eine seltene Gutmüthigkeit, und aus den Augen blickte eine so reine und gute Seele, daß sich Jedes von ihnen angezogen fühlte.

„Ei, ei, da kommt ja meine liebe Sonnenberg,“ sagte sie, indem sie die Arme weit öffnete. „Das trifft sich ja schön! Ich bin just ganz allein im Hause und kann Ihnen ganz zu Diensten stehen. Nur herein in’s Zimmer! Ich bin eben daran, mein zweites Frühstück zu nehmen und da können Sie und die Kinder gleich mitthun!“

Sie traten in das Stübchen, welches Stephanie ausschließlich zu bewohnen pflegte, wenn ihre Lehrmädchen für einige Tage abwesend waren. In diesem Stübchen befanden sich die Erinnerungen ihres ganzen Lebens. Um den großen Spiegel hingen in schmalen Rähmchen alle Photographien und Zeichnungen ihrer Familie von

den Großvätern bis auf die jüngsten Enkel. In freien Stunden, die freilich nicht allzu oft kamen, war es ihr besonderes Vergnügen, sich mit diesen Lieben in eine Unterhaltung einzulassen und mit ihnen zu sprechen, als ob sie lebten. Kam ein Fremder zu ihr und er warf zufällig einen Blick auf die Bilder, dann bekam er die Geschichte eines jeden von A bis Z zu hören. Manchmal geschah es auch, daß sie dieselben Geschichten einer Person zweimal erzählte.

An den Wänden herum waren die Oelporträts ihrer Familie, welche nach und nach durch Erbschaft an sie gekommen waren, vertheilt. Hinter einer sorgfältig zugezogenen Gardine verwahrte sie das Brautkleid ihrer Mutter und das Hauskäppchen ihres Vaters, aber nur besonders gute Freunde bekamen diese Reliquien zu sehen, weil sie durch den Gebrauch und den Lauf der Zeit ihren ursprünglichen Glanz verloren hatten.

Magdalena kannte Alles schon zur Genüge, deßhalb fand auch heute keine Wiederholung statt, aber sie konnte sich doch nicht enthalten, zuweilen nach einem der Porträts hinzuschielen.

„Nun setzt euch, meine Lieben,“ sagte sie freundlich; „entschuldigt mich nur für einen Augenblick, bis ich etwas mehr Kaffee gemahlen und aufgeschüttet habe.“

Sie huschte in die Küche und kam nach einiger Zeit mit einem mächtigen Topfe, drei Tassen und einer Schüssel voll Weißbrod und Confekt zurück.

„Nun eßt und trinkt,“ sagte sie „und thut gerade so, als wenn ihr zu Hause wäret. Nur keine Umstände gemacht.“

Der Besuch machte von der gütigen Einladung Gebrauch. Mutter Magdalena aber rückte während des

Essens mit ihrem Anliegen heraus: „Theodor soll jetzt das Gymnasium besuchen, und da es mir darauf ankommt, daß er in einem ordentlichen Hause ist, wo auch die Aufsicht nicht fehlt, so habe ich bei Dir anfragen wollen, ob Du ihm eine Stube geben und ihn beköstigen kannst."

„Ei, versteht sich, Magdalena; ich habe ja immer junge Leute hier und ich leide nicht, daß sie Ausschreitungen machen. Du kannst Dich fest darauf verlassen, daß er hier gut aufgehoben ist."

„Nun aber die Monika; sie hat noch Vielerlei zu lernen, was ich ihr in dem einsamen Försterhause nicht beibringen kann. Kannst Du auch sie hier halten und es so einrichten, daß die beiden Kinder ihre Stuben nebeneinander haben?"

Stephanie war nicht wenig stolz auf das Vertrauen welches ihr Magdalena entgegenbrachte.

„Meiner alten lieben Freundin werde ich eine solche Bitte nicht abschlagen; selbst wenn es mit den größten Unannehmlichkeiten verbunden wäre, würde ich Rath schaffen," sagte sie, „aber es fügt sich gerade, daß ich zwei nebeneinanderliegende Stuben frei bekommen habe, und ich nehme Niemanden lieber auf, als Deine Kinder."

Die Stübchen wurden jetzt einer Besichtigung unterworfen, und da sie sowohl der Mutter, als den Kindern gefielen, so wurden sie des Handels bald einig. Stephanie versprach eine stete Aufsicht, und was Monika anging, so wollte sie schon Sorge tragen, daß sie Alles lernte, was einer künftigen Hausfrau noth thut.

Mit vergnügtem Herzen zogen die drei nun wieder dem Forsthause zu und berichteten dem Vater, was sie ausgerichtet. Als er hörte, daß Theodor das Examen

so glücklich bestanden hatte, war er außer sich vor Freude.

„Mein Sohn,“ sagte er, „Du hast Dein Glück in der Hand, versäume nichts, um es fest zu halten. Wenn Du fleißig studirst, dann werde ich es schon zuwege bringen, daß Du mein Gehülfe und nach meinem Tode Förster wirst. Meine Vorgesetzten sind stets mit mir zufrieden gewesen, und sie hören mit Vertrauen auf meine Rathschläge! Halb und halb haben sie es schon durchblicken lassen, daß sie es mit Freuden begrüßen würden, wenn Du Dich dem Forstfache widmetest.“

Theodor schlug in die dargebotene Hand des Vaters und versprach ihm, allen Fleiß anzuwenden, um das Ziel zu erreichen, denn ihm selbst war der grüne Wald am liebsten, und es dünkte ihm über alle Maßen schön, wenn er künftig seine ständige Beschäftigung in demselben habe.

Nun aber fing die Sorge der Mutter an, denn die Kinder mußten für die Stadt anders ausstaffirt werden, als für den abgelegenen Wald. Den ganzen Tag suchten sie und Monika Kleider, Wäsche, Strümpfe und Schuhe zusammen, unterwarfen Alles einer genauen Besichtigung und entdeckten viele Schäden. Was in der Eile noch ausgebessert werden konnte, das geschah, aber zu ihrem Leidwesen war für Alles die Zeit zu kurz, denn schon nach drei Tagen begann der Unterricht im Gymnasium und dann mußte Theodor da sein.

Simon Sonnenberg, dem Magdalena ihr Leid klagte, schlug diese, in den Augen seiner Frau so großen Schwierigkeiten nicht hoch an. „Ei,“ sagte er, „sie sehen nicht gerade wie Stadtkinder aus, aber das hat für den Anfang auch wenig zu sagen. Sie sind ja an=

ständig gekleidet, und das genügt. Mit der Zeit kann ja langsam angeschafft werden, was sie nothwendig gebrauchen. Der Theodor soll mir so wie so kein Zierbengel und die Monika keine Puppe werden, sonst passen sie nachher nicht mehr in den Wald und in unsere einfache Wohnung."

Magdalena war selbst eine einfache Frau und der Zuspruch ihres Mannes beruhigte sie vollkommen. So wurde denn beschlossen, es einstweilen bei dem Vorhandenen zu lassen und das Uebrige der Zukunft anheimzustellen.

Den Tag vor dem Beginne des Gymnasiums wurden die beiden Koffer mit den Habseligkeiten der Kinder auf einen Wagen geladen und die Reise zur Stadt wurde unter Begleitung der besorgten Mutter angetreten.

Stephanie hatte die Stübchen in beste Ordnung gebracht, und dem Einzuge stand nichts mehr im Wege.

Sie begannen nun sogleich, ihre Sachen auszupacken und sich häuslich einzurichten. Magdalena schärfte ihren Kindern ein, ihre Zeit voll auszunutzen und jeden Samstag nach Hause zu kommen, damit sie den Sonntag im Vaterhause zubringen könnten. Sie hielt dieses für durchaus nothwendig, damit sie sich den Eltern nicht entfremdeten. Der Stephanie aber schärfte sie ein, ein recht wachsames Auge auf die Kinder zu haben, daß sie nicht auf verkehrte Wege kämen, dann nahm sie unter Thränen Abschied; es war ihr so schwer um's Herz, als wenn ihre Kinder tausend Meilen weit vom Försterhause wohnten. Auch zu Hause ging ihr noch die Trübsal nach; der Förster aber sagte: „Sie sind ja nicht aus der Welt, und wir bekommen sie alle acht Tage zu sehen."

Schon am folgenden Tage begann die Thätigkeit. Monika folgte der Tante Stephanie in eine große Stube, wo ein Dutzend Mädchen saßen, welche sich mit Nähen beschäftigten. Sie waren alle aus guter Familie und elegant gekleidet. Einige, die sich etwas mehr dünkten, als andere Menschenkinder, rümpften ein wenig die Nase, weil die neue Genossin in ihrem ganzen Erscheinen etwas ländlich aussah.

Stephanie stellte sie vor und nannte auch die Namen der andern, dann wies sie ihr einen Platz in ihrer Nähe an und gab ihr eine leichte Beschäftigung. Sie selbst aber ging von einem Mädchen zum andern, tadelte, lobte und unterwies, bis sie die Runde gemacht hatte, dann schnitt sie für eine vornehme Dame ein Kleid aus prächtigem Stoffe und vertheilte die einzelnen Stücke an die Fähigeren, gab ihnen auch Nähseide, Futter und was sonst nothwendig war; am längsten aber beschäftigte sie sich mit Monika, denn diese hatte vorläufig ihre Fürsorge am nöthigsten.

Theodor hatte unterdessen seine Bücher unter den Arm genommen und war zum Gymnasium gewandert, wo er von dem Direktor empfangen und in seine Klasse geführt wurde.

Er machte große Augen, als er eintrat, denn hier sah es ganz anders aus, als in der Elementarschule des Kirchdorfes, die er bisher besucht hatte. Die Knaben waren alle wie kleine Herren gekleidet und hatten so vornehme Gesichter, daß er sich fast vor ihnen fürchtete.

Der Professor wies ihm einen Platz neben einem Knaben mit rothen Haaren an. „Wie heißest Du?“ flüsterte dieser ihm zu.

„Theodor Sonnenberg,“ gab er furchtsam zur Antwort.

„Mein Name ist Silvester Colman,“ sprach der Nachbar; „aber wo wohnst Du?“

„Bei der Kleidermacherin Stephanie.“

„Ei, das trifft sich ja wunderbar. Ich wohne ebenfalls bei der alten Schraube, und wir sind also Nachbarn.“

Den Theodor berührte es sehr unangenehm, daß Silvester die Tante Stephanie eine alte Schraube nannte, und er wollte etwas erwiedern; aber der Professor begann den Unterricht, und nun mußte er acht geben.

Wahrscheinlich wollte sich der Professor von seinen Fähigkeiten überzeugen, denn er richtete jeden Augenblick eine Frage an ihn, die er zwar mit großer Furcht, aber jedesmal richtig beantwortete.

Dem rothen Silvester mochte das wohl nicht recht gefallen, denn er zupfte ihm verschiedenemale am Rocke und suchte ihn aus dem Concepte zu bringen, was ihm aber nicht gelang. Endlich kam auch Silvester an die Reihe, aber er blieb die Antwort schuldig, denn er hatte nur seine Allotria's im Kopfe gehabt und auf den Lehrer gar nicht gehört.

Der Morgen ging mit verschiedenen Lehrgegenständen zu Ende; die meisten waren unserm Waldbewohner so neu, daß es ihm im Kopfe herumwirbelte, als wenn er ein Mühlrad darin hätte, aber er nahm sich fest vor, alle seine Kräfte anzustrengen, damit er nicht zurückblieb. Er wußte ja, wie schwer es seinen Eltern fiel, das viele Geld aufzubringen, welches sein und seiner Schwester Aufenthalt in der Stadt kostete.

Auf dem Heimwege drängte sich Silvester an ihn und machte ihm Vorwürfe, daß er sich so „hündisch gehorsam“ in der Schule zeige. Theodor sah ihn groß

an und sprach: „Hündisch gehorsam?“ was soll das heißen? Mein Vater hat mich auf das Gymnasium geschickt, damit ich etwas lerne; ich muß also doch gewiß fleißig acht geben und die an mich gestellten Fragen beantworten. Ich denke, Dein Vater will es gerade so und sein Geld nicht fortwerfen.“

Silvester merkte, daß er doch etwas zu sehr mit der Thüre in's Haus gefallen war; er verfolgte also das Thema nicht weiter, sondern warf sich auf ein anderes, indem er von den vielen Vergnügungen sprach, die man in der Stadt genießen könne. Er zählte eine ganze Reihe derselben auf und machte ihm den Vorschlag, heute Abend das Theater zu besuchen.

„Das geht nicht,“ antwortete Theodor, „denn ich werde in der ersten Zeit genug zu thun haben, daß ich meine Arbeiten fertig bringe; auch darf ich keine Vergnügungen mitmachen, die Geld kosten und die mir mein Vater nicht ausdrücklich erlaubt hat.“

„Wenn Du so verfahren willst, dann wirst Du bald ein Einsiedler werden. In den Freistunden muß man sich einmal gehörig ausspannen. Wer immer lernt, der wird zuletzt ganz dumm und dämlich. Mein Vater wirft auch kein Geld zum Fenster hinaus, aber er will, daß ich mir mitunter einmal eine Abspannung gönne und nicht ganz im Lernen verknöchere.“

Theodor gab ihm keine Antwort, denn unter Vergnügungen hatte er bisher nur das freie Umherlaufen im Walde, das Erklettern der Bäume und das Pflücken von Wald- und Erdbeeren verstanden; von den städtischen Vergnügungen aber konnte er sich keinen Begriff machen.

Bei Tante Stephanie wurden zwei Mittagstische geführt, einer für die jungen Mädchen und einer für die

Studenten. Sie pflegte bei dem erstern die Aufsicht zu führen, zu den Studenten aber, bei welchen ein Primaner den Hausvater machte, nur ab und zu einmal nachzusehen, ob Alles in gehöriger Ordnung servirt werde.

Silvester führte auch hier das große Wort, so daß der Primaner Dienstag ihm zuweilen einen bedeutsamen Wink geben mußte. Er hatte das volle Recht dazu, denn einerseits hatte ihm Tante Stephanie ausdrücklich den Auftrag gegeben, bei Tische die Ordnung aufrecht zu erhalten, und der Direktor des Gymnasiums hatte ihn außerdem ersucht, die Schüler möglichst im Auge zu behalten und so viel er könne, auch ihre häuslichen Arbeiten zu überwachen.

Dienstag bemerkte gleich, daß sich Silvester stark an den neuen Schüler herandrängte. Er nahm deßhalb Gelegenheit, ihm zu sagen, daß er den Theodor in Ruhe lassen und nicht versuchen solle, ihn im Studiren zu stören oder ihn gar zur Zeitverschwendung zu verleiten.

Der Getadelte antwortete nicht, aber er schaute den Primaner mit einem frechen Blicke an.

Nach Tisch nahm Dienstag Gelegenheit, dem neuen Schüler einen Wink zu geben und ihn für einen Augenblick in sein Zimmer einzuladen.

„Du bist hier noch unerfahren," sagte er, „und weißt nicht, wie es in der Stadt zugeht. Wenn ich Dir einen guten Rath geben soll, so ist es der: Halte Dich von allen Freundschaften möglichst fern und lebe nur Deinen Studien. Das Pensum ist so groß, daß Du genug damit zu thun hast, wenn Du es zu etwas bringen willst. Besonders aber warne ich Dich vor dem Silvester Colman. Er ist ein Faulpelz und läuft seinem Vergnügen nach. Seine großen Anlagen werden ihm

zwar, wenn er sonst keine dummen Streiche macht, durch das Gymnasium helfen, aber etwas Rechtes, wird nie aus ihm."

Theodor versprach, sich nach diesen Rathschlägen richten zu wollen; aber dem Versucher war schwer zu entgehen. Er hatte an der Thüre gewartet, und als Theodor mit seinen Büchern kam, schloß er sich ihm ohne Weiteres an und sprach: „Die Klasse fängt so pünktlich nicht an; wir können noch einen Spaziergang machen, und ich will Dir einige von unsern schönsten Läden zeigen."

„Nein, nein, wir könnten uns leicht verspäten," sagte Theodor, „und es würde ein schlechtes Licht auf mich werfen, wenn ich schon gleich am ersten Nachmittage nachlässig wäre."

„Ei, Du bist ja ein halber Herrgott! Aber es wird schon anders kommen, wenn Du einmal eine Zeitlang den Schulstaub geschluckt hast. Auf den hochnasigen Dienstag brauchst Du nicht viel zu hören, denn er ist ein Speichellecker, der nur den Professoren nach den Augen schaut und eine wahre Kunstfertigkeit im Antragen hat."

In der letzten Stunde wurden die Aufgaben gestellt, welche die Schüler zu Hause zu machen hatten. Silvester hielt es nicht einmal der Mühe werth, sich eine Notiz zu machen. „Ich behalte es schon im Kopfe," sagte er, Theodor aber schrieb sich Alles gewissenhaft auf und nahm sich vor, es so zu lernen, daß seine Lehrer zufrieden mit ihm seien.

Nachdem er rasch eine Tasse Kaffee geschlürft hatte, begab er sich in sein Zimmer und setzte sich zur Arbeit. Die Aufgaben waren ihm so fremd, daß er lange Zeit gebrauchte, bis er sich hineingelebt hatte; aber er begann

erst zu arbeiten, als er sie vollständig verstanden hatte. Nun aber ging es auch ganz gründlich von statten, und er verfuhr so außerordentlich gewissenhaft, daß gewiß der größte Tadler nichts an ihm aussetzen konnte.

Monika hatte sich die Erlaubniß erbeten, daß sie das Abendessen gemeinschaftlich mit ihrem Bruder in dessen Stube einnehmen und nachher mit ihm zusammensitzen durfte.

Es wurde gerne erlaubt, nur verbot Stephanie, daß sie Besuch von den Schülern oder den andern Mädchen annähmen. „Jeder hat genug mit sich selbst zu thun," sagte sie, „und das Zusammensitzen und Plaudern hat keinen Werth."

Monika hatte in der Küche den Thee bereitet und brachte ihn mit Butter, Semmeln und Fleisch herein. Theodor legte die Feder nieder, half seiner Schwester den Tisch bereiten und freute sich, daß sie gemeinsam und allein speisen konnten.

Es war ihnen beiden recht wohl dabei, denn sie konnten ohne Zwang plaudern und sich nach gewohnter Weise aussprechen.

Theodor erzählte, wie es im Gymnasium zuging, Monika schilderte den Hergang beim Nähen und meinte, sie werde gewiß eine unendlich lange Zeit gebrauchen, bis sie vollständig Kleider machen könne.

„Das will ich schon glauben," antwortete Theodor, „aber auf jeden Fall bist Du eher fertig damit, wie ich mit dem Gymnasium. Nun will ich aber meine Aufgaben recht schön einschreiben, damit meine Lehrer Freude daran haben."

Monika räumte den Thee weg, und ihr Bruder begann sofort seine Arbeit. Kaum war er zur Hälfte

damit fertig, so wurde an die Thüre geklopft und der rothe Silvester trat ein.

„Gehe mit in die Stadt," sagte er; „Du hast jetzt genug geochst."

„Nein, ich muß meine Aufgaben noch umschreiben; in die Stadt aber gehe ich nicht mit, sondern bleibe bei meiner Schwester."

„Auch gut, dann will ich euch Gesellschaft leisten."

„Das geht nicht," nahm Monika das Wort; „es ist uns verboten, Besuch anzunehmen, und wenn wir einmal spazieren gehen, dann sind wir ebenfalls am liebsten zusammen allein."

„Ich höre schon," antwortete Silvester, „der abscheuliche Dienstag hat seine Lästerzunge wieder gehen lassen und euch vor mir gewarnt, aber ich tränke es ihm schon noch ein. Solche Heuchler arbeiten sich bald an's Ende."

Monika's energische Geberden benahmen ihm den Muth, noch weiter zu reden; er wandte sich auf dem Absatz um und ging von dannen, betrat auch seitdem niemals wieder das Gemach der beiden Geschwister, aber in seinem Herzen kochten Gift und Galle und er murmelte zwischen den Zähnen: „Es wird schon ein Tag kommen, wo ich mich an dem Heuchler und Scheinheiligen rächen kann."

Die Woche ging ziemlich gleichmäßig vorüber; Theodor hatte in der Schule seine volle Schuldigkeit gethan und die Lehrer waren ganz zufrieden mit ihm; auch Monika wurde von Stephanie gelobt. So konnten sie also am Samstage Mittag mit frischem Muthe und fröhlichem Herzen die Heimreise antreten.

Als sie in den Laubwald kamen und nun gar den

Berg hinauf durch die Tannen wanderten, da war es ihnen so unbeschreiblich selig zu Muthe, daß sie sich fest umschlangen und die Hände drückten.

„Hier ist es doch tausendmal schöner, als in der dumpfigen Stadt," sagte Monika, und Theodor stimmte ihr aus vollem Herzen bei.

Die Mutter hatte sie schon in der Ferne jauchzen hören. Eiligen Schrittes und klopfenden Herzens kam sie den Berg herab und lief ihnen mit ausgebreiteten Armen entgegen.

„Da seid ihr ja!" rief sie. „Die Woche ist mir eine wahre Ewigkeit geworden, und es hat mir Mühe genug gekostet, daß ich mich nicht losgerissen habe und zur Stadt gelaufen bin. Nun aber rasch herein; der Vater ist auf dem Sprunge, zu kommen, und das Mittagessen steht bereits auf dem Tische!"

Ehe sie noch die Hausthüre erreicht hatten, war auch der Förster da, welcher seine Kinder mit einem lauten Freudenrufe empfing. Das Essen wurde heute wohl zwanzigmal unterbrochen, denn Sonnenberg that eine Menge Fragen nach der Schule und Magdalena wollte über die Näherei und die sonstigen Verhältnisse vollen Bescheid wissen. So hörte das Erzählen und Drängen heute gar nicht auf.

III.

Wir gehen jetzt über einen Zeitraum von zwei Jahren hinweg. Monika hatte während dieser Zeit nicht allein das Kleidermachen, sondern auch das Kochen, Bügeln und andere Künste gelernt. „Du bleibst jetzt zu Hause," sagte die Mutter in den Ferien, „denn Du sollst jetzt anwenden, was Du in der Stadt gelernt hast."

Monika war sehr zufrieden damit, denn sie hatte der Stadt herzlich satt und freute sich, daß sie wieder im Walde und bei den Eltern leben konnte. Theodor, aber mußte wieder zurück, denn er kam erst in Tertia und es dauerte noch fünf Jahre, ehe er mit dem Gymnasium zu Ende war. Während der Ferien machte er vollen Gebrauch von seiner Freiheit, indem er den Vater auf der Jagd begleitete oder allein im Walde umherstreifte.

Als endlich die Stunde des Abschiedes schlug, begleitete die Mutter ihn noch bis auf die Landstraße. „Mein Sohn," sprach sie, „bisher hattest Du Gesellschaft an Deiner Schwester. Schwerlich wirst Du eine so gute wieder finden. Sei deßhalb vorsichtig in Deinem Umgange und vermeide besonders den Silvester Colman, von dem ich nur Böses gehört habe.

Man hat mir mitgetheilt, sein Vater nehme es mit der Aufführung seines Sohnes nicht so genau, und der junge Mensch habe stets alle Taschen voll Geld."

„O, er wird sich nicht an mich wagen," antwortete Theodor, „denn ich habe ihm so oft den Standpunkt klar gemacht, daß er weiß, was er an mir hat."

Die Zuverlässigkeit ihres Sohnes beruhigte die Mutter, und sie ließ ihn mit der Hoffnung ziehen, daß er fortfahren werde, wie er angefangen hatte.

In der Stadt angekommen, begegnete ihm gleich in der ersten Straße Silvester. Er kam auf Theodor zu, schüttelte ihm die Hand und sprach: „Ich bin nun des Faullenzens ebenfalls müde und will mich mit aller Kraft auf die Studien werfen. Wir wollen es einmal in der Wette thun, und sehen, wer den Preis davon trägt."

Dieser schöne Vorsatz gefiel dem Theodor so gut, daß er seine Abneigung vergaß und seinem Mitschüler herzlich die Hand schüttelte. Von dieser Stunde an waren die Beiden Freunde und fertigten ihre Arbeiten gemeinschaftlich, bald in Theodor's bald in Silvester's Stube.

Stephanie sah diese Freundschaft sehr ungern und nahm mehreremale Gelegenheit, den Sohn ihrer Freundin zu warnen. Theodor sagte ihr, daß sich Silvester vollständig geändert habe und jetzt einer der fleißigsten Schüler des Gymnasiums sei. Da sie dasselbe auch von den Professoren hörte, so schlief ihre Wachsamkeit nach und nach ein, und sie freute sich von ganzem Herzen über die gute Wendung.

Es schien in der That, daß die Besserung Bestand haben sollte, denn die beiden Studenten wetteiferten so ernst miteinander, daß sie von den Professoren allen

ihren Mitschülern als Beispiel aufgestellt wurden. Sie waren den übrigen Tertianern stets ein gutes Stück voraus und wurden am Schlusse des Jahres anstandlos in die Secunda versetzt.

Herr Colman, dem Theodor's gute Einwirkung auf seinen Sohn nicht entgangen war, schrieb an den Förster Sonnenberg und bat ihn, seinem Sohne zu erlauben, daß er die Ferien in seinem Hause zubringe.

Monika hatte durch die Schilderung des Silvester bei ihren Eltern eine Abneigung gegen den jungen Mann erweckt, und die Einladung war ihnen gar nicht lieb. Mutter Magdalena begab sich deßhalb zur Stadt, suchte den Direktor des Gymnasiums auf und legte ihm den Fall vor. Der Direktor konnte mit Recht sagen, daß Silvester Colman ein fleißiger und braver Junge geworden sei. Er fand deßhalb in dem Besuche nichts Schlimmes, sondern meinte, eine Abwechselung werde dem Theodor ganz wohl thun.

Als auch Stephanie die totale Aenderung des Studenten bezeugte, und ebenfalls meinte, sie solle ihn nur mitgehen lassen, da trug sie selber kein Bedenken mehr, sondern gab ihre Einwilligung.

Theodor war sehr froh über die Erlaubniß; aber er wollte doch nicht abreisen, ohne seinen Eltern Lebewohl zu sagen. Er begab sich deßhalb mit seinem Freunde zum Försterhause, und sie schweiften einige Tage im Walde umher. Als sie abreisten, gab Sonnenberg seinem Sohne die liebevollsten Ermahnungen und auch an Silvester richtete er seine Worte.

Beide gaben die schönsten Versprechungen und reisten mit den besten Vorsätzen ab.

Silvester's Eltern wohnten in einer kleinen, aber

schönen und reichen Landstadt und gehörten zu den ersten und begütertsten Familien. Theodor wurde mit großer Freundlichkeit von ihnen aufgenommen, denn sie hatten vernommen, daß er auf ihren, sonst so sehr dem Leichtsinne ergebenen Sohn vortrefflich und bessernd eingewirkt hatte.

Theodor machte die Augen weit auf, als er die große Pracht des Hauses und das verschwenderische Leben sah. Bei Tische wurde nur das Feinste gegessen und getrunken, und es waren stets Gäste da. Im Stalle standen die schönsten Pferde, in der Remise die prächtigsten Wagen, und die beiden Knaben konnten ausfahren und reiten, wenn es ihnen beliebte.

Das Hauptbestreben der Colman's ging nur darauf aus, den Knaben Vergnügen zu machen; im Uebrigen aber kümmerten sie sich wenig um sie, und ließen sie thun, was sie wollten.

Der Herr des Hauses gab ihnen Hände voll Geld, ohne sich um dessen Verwendung auch nur im mindesten zu kümmern. Sie konnten ausbleiben oder nach Hause kommen, wie es ihnen beliebte; wenn sie sich nur angenehm die Zeit vertrieben hatten, dann waren Herr Colman und seine Gattin zufrieden, aber niemals fragten sie nach der Art ihrer Vergnügungen, übten überhaupt in keiner Beziehung eine Aufsicht über sie.

Im Anfange war Theodor diese vollständige Ungebundenheit ganz gottlos und auch für seine Person unangenehm vorgekommen; diese grenzenlose und unbehütete Freiheit hatte seine Schritte so unsicher gemacht, als wenn er in den schranken- und stützelosen Ocean hineinschreite, und es war ihm zuweilen, als wenn ihm das Wasser bis an den Hals stehe; aber der Mensch gewöhnt

sich schneller an die Freiheit als an die Beraubung derselben. Schon nach den ersten vier Tagen fand er dieses Leben ganz angenehm, und wenn er dasselbe mit der strengen Aufsicht und Gebundenheit zu Hause verglich, dann schien ihm, daß er einen guten Tausch gethan hatte, und er wünschte heimlich, daß es immer so bleiben möge.

Die beiden jungen Leute, welche Geld im Ueberflusse hatten, lernten viele Herrchen kennen, die lieber Verbotenes als Erlaubtes thaten, und da sie in dem Städtchen zu vielen beobachtenden Augen ausgesetzt waren, so wanderten sie vor dasselbe.

Etwa eine halbe Stunde vor den Thoren lag eine Schenke, zu welcher die jungen Leute hinströmten, um zu tanzen, zu rauchen und zu trinken.

Zum erstenmale glaubte Theodor in der Hölle zu sein, denn er hörte Redensarten, die ihn schamroth machten, und ernstlich verwies er den jungen Leuten eine solche Unterhaltung, aber sie lachten ihn aus und trieben es nur noch ärger. Er nahm sich vor, den Versuchungen durch schnelle Abreise zu entfliehen, aber am folgenden Tage lud Herr Colman seine Freunde selbst in den Wald, wo er ein Concert und einen Ball veranstaltete und ein großes Essen gab.

Da durfte er natürlich nicht abschlagen; es wäre eine Beleidigung für Herrn Colman gewesen. Theodor merkte sich bald, wie es hier zuging: Die alten Herren gaben sich ohne Scheu dem Trinken und dem Kartenspiele hin, und als die Köpfe warm geworden waren, ließen sie sich in Redensarten ergehen, die nichts weniger, als erbaulich waren. Einige rühmten sich mit einer wahren Wonne ihrer Jugendstreiche, und Herr Colman

erzählte sogar, wie er seinen Vater stets hinter das Licht geführt und sich den Anschein eines frommen Jünglings gegeben, heimlich aber doch den Schelm hinter den Ohren gehabt und alles Verbotene mit Vorliebe gethan habe.

Niemals hatte Theodor eine solche Unterredung gehört. Anfangs überzog eine glühende Scham seine Wangen und er wagte nicht aufzusehen. Silvester aber flüsterte ihm in's Ohr: „Siehst Du nun, wie es die Alten gemacht haben? Was ist von ihren Predigten zu halten, wenn sie selbst nicht taugten?“

Vom Weine benebelt kamen die beiden jungen Leute erst spät zu Bette und schliefen bis in den hellen Morgen hinein. Als Theodor erwachte, kamen ihm gleich die Scenen des gestrigen Abends in's Gedächtniß und unwillkürlich mußte er darüber nachdenken.

Der Nimbus, in welchem bisher das Haupt des Herrn Colman geglänzt hatte, war verschwunden, und die sämmtlichen ältern Herren, welche an der gestrigen Schwelgerei theilgenommen hatten, waren viele Staffeln niedriger gestiegen. Dabei aber blieb er nicht stehen, sondern sagte sich, es müsse wohl um die Tugend der ältern Leute überhaupt nicht so besonders bestellt sein. Zuletzt kam er zu dem Schlusse, sie seien alle Heuchler; man thue wohl, sich aus ihren Worten nichts zu machen, es sei genug, wenn man sich den Schein gebe, als ob man sie befolge.

„Mein Vater hat es in seiner Jugend gewiß nicht besser gemacht,“ dachte er, „und er hält seine Ermahnungen nur, um mich von den Wegen abzuhalten, die er selbst gegangen.“

Da nur noch wenige Tage bis zum Schlusse der Ferien übrig blieben, so wollten die beiden Jünglinge

dieselben nach dem Vorbilde der Alten ganz ausgenießen und stürzten sich von einem Vergnügen in das andere, bis sie den letzten Tropfen der Freude geschlürft hatten.

Mit solchen Eindrücken, welche der Lust zum Studiren durchaus nicht förderlich sein konnten, kamen sie in die Stadt und zum Gymnasium zurück. Beide fanden das Hocken auf den Bänken höchst unangenehm und sie dachten mit Sehnsucht an die freien Tage der Ferien zurück.

Nicht lange nachher war Silvester's Namenstag, und er hielt es für eine Sache des Anstandes, den Mitschülern seiner Klasse ein Fest zu geben. Seiner Hauswirthin durfte er nicht davon sprechen, denn sie würde ein solches Gelage in ihrem Hause nicht geduldet haben und vielleicht noch gar im Stande gewesen sein, dem Ordinarius Kunde davon zu geben.

Es kam also darauf an, einen Wirth aufzufinden, bei welchem das Fest ohne Störung und Aufsehen stattfinden konnte. Silvester nahm den Entdeckungsgang selbst auf sich und kam mit einem sehr pfiffigen Gesichte zurück. Dem Theodor raunte er zu: „Ich habe ein prächtiges Lokal gefunden; aber wir müssen unserer Wirthin eine Nase drehen. Sie darf von der ganzen Angelegenheit nichts wissen. Nach dem Abendessen kommt sie niemals mehr in unsere Zimmer, und dann ist die richtige Stunde, durch das Fenster zu entweichen. Nur reinen Mund gehalten, daß sie nichts merkt."

Am Nachmittage, als sie in der Klasse erschienen, zog Silvester einige vertraute Freunde in eine Ecke, lud sie ein und trug ihnen auf, diejenigen Freunde mitzubringen, auf die man sich verlassen konnte, alle Duckmäuser und Verräther aber sorgfältig auszuschließen und ihnen den Mund rein zu halten.

Als der Unterricht begann, wunderte sich der Herr Professor über die große Zerstreutheit, welche bei dem größten Theile seiner Schüler herrschte. Offenbar waren sie mit andern Gedanken beschäftigt, denn sie schauten vertieft vor sich hin und wenn sie aufgerufen wurden, wußten sie keine Antwort zu geben.

„Was ist denn in euch gefahren?“ fragte er unwirsch; „es herrscht ja eine allgemeine Unaufmerksamkeit.“

Silvester und Theodor lächelten verstohlen und wechselten mit den Wissenden verständnißvolle Blicke; dem erstern that es ordentlich wohl, daß er eine so allgemeine Aufregung fertig gebracht hatte.

Die Unterrichtsstunden gingen zu Ende, und jeder der Betheiligten begab sich mit dem Gedanken an einen fröhlichen Abend nach Hause.

Nach dem Abendessen verschlossen Silvester und Theodor ihre Thüren von innen, ließen aber, um keinen Verdacht zu erwecken, die Lampe brennen, dann huschten sie zum Fenster hinaus und drückten dasselbe bei, so daß sie es leicht öffnen konnten.

Mit raschen Schritten eilten sie nun dem bezeichneten Hause zu, welches in einer engen und wenig begangenen Gasse lag.

Der gewissenlose Wirth stand schon bereit und führte sie über den Hof in einen weitentlegenen Keller, welcher zu solchen Zusammenkünften eingerichtet war. Es war ein großer Raum, in dessen Mitte ein langer Tisch mit vielen Stühlen stand. Am äußersten Ende lagen zwei Bierfässer auf Schragen; in beiden steckte schon der Hahn und der Pfropfen war lose geklopft, so daß das Zapfen sogleich beginnen konnte. Mitten auf dem Tische aber

stand eine große Kiste mit Cigarren, von denen Jeder nach Belieben nehmen konnte.

„Machen Sie sich's hier bequem," sagte der Wirth. „Wenn die Thüre zugeschlossen ist, kann Niemand zu ihnen gelangen und Sie dürfen schon singen, ohne daß Sie von Jemanden gehört werden. Es kommen oft solche Versammlungen hieher, bei denen es nicht gerade sehr stille hergeht, aber bis jetzt habe ich noch nicht gehört, daß es ausgekommen. Ziehen Sie nur an der Klingel, wenn Sie Etwas wünschen."

Hierauf entfernte er sich und stellte sich im Hausgange auf, um den Nachzüglern als Führer zu dienen, damit sie sich nicht in's Wirthszimmer verliefen, wo immerhin der eine und andere gefährliche Späher sitzen konnte.

In einer halben Stunde waren Alle beisammen. Silvester schloß die Thüre, schob den Riegel vor und wies Jedem seinen Platz an. Mit Hülfe von einigen, der Universität entlaufenen Studenten, die ebenfalls geladen waren, wurde ein Commers eingerichtet. Zur Ueberraschung seiner Freunde hatte Silvester Lieder drucken und Rapiere herbeischaffen lassen, ebenso ein großes Trinkhorn, welches zwischen den Rapieren großartig in einem Kranze von Laubwerk hing.

Die ältern Studenten, welche den Comment von der Universität her kannten, waren beauftragt, den Commers zu führen. Sie entledigten sich ihres Auftrages mit einer wahren Virtuosität und weihten die Gymnasiasten in alle Geheimnisse des Commerses ein.

Das Trinken, Singen und Rauchen wurde mit einem viel größern Ernst betrieben, als das Lernen in der Schule, und die jungen Leute fanden die ungebundene

Zechfreiheit so lustig, daß Silvester sofort Beifall fand, als er vorschlug, wenigstens einmal die Woche hier zusammenzukommen und einen Commers zu halten.

„Wir wollen es betrinken," rief er, indem er das große Horn herabholte und seine weite Höhlung mit Bier anfüllen ließ. „Meine Freunde," sprach er sodann, „Studenten müssen zusammenhalten, wie ein Mann, und es ist eigentlich eine Sache, die sich von selbst versteht, daß wir keinen Verräther unter uns dulden. Wir müssen aber volle Sicherheit haben, daß Keiner plaudert. Merkt euch, was ich thue und dann folgt meinem Beisp iele."

Er setzte das Horn an den Mund und that einen tüchtigen Zug; und als er abgesetzt hatte, sprach er laut und vernehmlich: „Ich trete dem Bunde bei und gelobe unverbrüchliche Verschwiegenheit!"

Jetzt überbrachte er das Horn den Studenten, welche mit leichtem Herzen ebenfalls ihren Trinkschwur brachten. Die Reihe war nun an Theodor. Mit großer Verlegenheit hatte er das Horn kommen sehen; die ganze Sache war ihm doch etwas bedenklich, und er konnte nicht umhin, sich die Frage zu stellen, was seine Mutter sagen würde, wenn sie ihn in dieser Gesellschaft sähe und ihn gar den Vorsatz aussprechen hörte, daß ein so unerlaubtes Treiben zur Gewohnheit werden sollte.

Er nahm das Horn an, aber er trank nicht, sondern reichte es seinem Nachbarn. „Wie," sagte dieser so laut, daß es Alle hörten, „Theodor wird doch nicht den Verräther spielen wollen?"

Unwillig riß er ihm das Horn aus der Hand, that einen sehr langen Zug und sprach: „Ich trete dem Bunde bei und gelobe unverbrüchliche Verschwiegenheit!"

Alle Andern folgten, nur Theodor stand noch außer-

halb des Bundes; Alle schauten ihn mit Mißtrauen an, Einige wendeten ihm sogar den Rücken.

Das verdroß ihn so sehr, daß er unmäßig zu trinken begann und seine ruhige Ueberlegung verlor. „Freunde,“ rief er jetzt, indem er seine Hand nach dem Horne ausstreckte, „gleiche Brüder, gleiche Kappen, ich gehe mit euch durch Dick und Dünn!“

Nun folgte allgemeiner Jubel. Er trank aus dem Horn und that sein Gelöbniß. Mittlerweile war es sehr spät geworden, auch waren die Fässer leer und die beiden Studenten riethen davon ab, neuen Stoff kommen zu lassen, denn sie fürchteten, daß die jungen Bürschchen Excesse machen und ihnen die Polizei auf den Hals ziehen könnten.

„Geht nun ruhig nach Hause,“ sagten sie, „laßt euch bei Niemanden etwas merken und kehrt am künftigen Mittwoch wieder.“

Die Kerlchen verließen den Keller und huschten leise zur Thüre des Wirthshauses hinaus. In der Luft aber begannen einige bedenklich zu schwanken und laut zu singen; die beiden Studenten hatten Mühe, sie in Ordnung zu halten. Theodor und Silvester waren kaum im Stande, sich auf den Beinen zu erhalten; sie mußten bis zu ihrer Wohnung geführt und zum Fenster hineingehoben werden.

Am folgenden Morgen war Stephanie höchlich verwundert, als sie sich zur gewohnten Stunde nicht im Frühstückszimmer einfanden.

„Was ist denn mit den jungen Herren vorgefallen?“ murmelte sie, indem sie hart an ihre Thüren klopfte. Sie bekam keine Antwort und klopfte deßhalb stärker, aber es dauerte lange, ehe sich einer von ihnen regte.

„Mein Gott," rief sie, „wie könnt ihr denn so lange schlafen? Es bleibt euch ja nicht einmal Zeit, das Frühstück zu nehmen. Rasch aus den Federn, sonst giebt es in der Schule einen ordentlichen Rüffel."

Die beiden Schläfer hatten sich unentkleidet auf das Bett geworfen. Mit einem wüsten Brummschädel hoben sie sich auf und begannen, den Schmutz von ihren Kleidern zu bürsten, aber jede Bewegung that ihnen wehe, denn sie waren wie gerädert und es lief ihnen Alles rund im Kopfe.

„Nehmt noch schnell einen Schluck Kaffee," sagte Stephanie, „und steckt euch die Brödchen für zehn Uhr in die Tasche!"

Aber die beiden Trinkhelden wurden von dem Essen angeekelt und sputeten sich hinweg. Sie sah ihnen kopfschüttelnd nach und fragte sich noch einmal: „Was ist mit ihnen vorgegangen? Sie haben sich gewiß vom Studiren übermüdet, denn als ich zu Bette ging, brannte ihre Lampe noch."

In der Schule war heute noch weniger Aufmerksamkeit als gestern. Die Herren Studenten hatten alle auffallend rothe Köpfe und einigen fielen trotz aller Anstrengungen die Augen zu. Der Professor sagte nichts, aber er hatte seine eigenen Gedanken und nahm sich vor, die Unachtsamen auch künftig außerhalb der Schule im Auge zu behalten.

Die nächsten Tage ging es allerdings besser, aber am Donnerstag Morgen trat wieder dieselbe Schlaffheit ein; sie fiel auch dem übrigen Lehrpersonale auf, und es kam nach und nach zu der Uebereinkunft, daß die jungen Leute abwechselnd in ihrer Wohnung besucht werden sollten.

Auch diese Vorsicht führte zu nichts, sie wurden immer, auch Mittwoch Abends, zu Hause gefunden. Die Zusammenkünfte fanden nämlich zu so später Stunde statt, daß die Lehrer nicht wohl mehr in die Häuser gehen konnten.

.So wurde denn der Unfug fortgesetzt, bis ein Ereigniß eintrat, welches wenigstens so viel Licht verbreitete, daß die Abwesenheit der beiden jungen Leute festgestellt werden konnte.

Kurz vor Weihnachten hatte abermals ein Commers stattgefunden. Ein Dieb hatte sich die Gewohnheit der jungen Leute, bei ihrer Abwesenheit das Fenster offen zu lassen, gemerkt und war eingestiegen. Er räumte nicht allein die Kleiderkasten der beiden Studenten aus, sondern drang auch in die Wohnung der Stephanie, holte ihr Geld und ihre Kostbarkeiten und machte sich auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder davon.

Die Studenten kehrten erst kurz vor Anbruch des Morgens zurück, und als sie beim Frühstückstische erschienen, hörten sie gleich, was sich in der Nacht begeben. Noch hatten sie keine Ahnung davon, daß ihre eigenen Sonntagskleider gestohlen waren, aber sie sollten es bald erfahren.

Am nämlichen Morgen erhielt der Direktor des Gymnasiums einen Brief, welcher folgendermaßen lautete: „In der äußersten Noth, in welcher es mir unmöglich war, für meine Frau und meine Kinder Brod zu schaffen, bin ich bei der Kostgeberin Frau Wittwe Stephanie durch ein offenes Fenster eingestiegen und habe die Kleider der beiden Studenten Theodor Sonnenberg und Sylvester

Colman, sowie einiges Geld und etliche Kostbarkeiten der Stephanie mitgenommen. Ich habe die feste Absicht, den Schaden zu decken, sobald ich in bessere Verhältnisse komme. Uebrigens, Herr Direktor, muß ich Sie auf einen Umstand aufmerksam machen, welcher Ihrer Anstalt zum größten Nachtheile gereicht. Die Schüler der Untersecunda versammeln sich jeden Mittwoch Nachts im Hofkeller des Wirthes X. und feiern dort ihre Orgien bis zum frühen Morgen. Nur dadurch ist es mir auch möglich geworden, einzusteigen, denn Sonnenberg und Colman lassen stets das Fenster offen stehen, damit sie ohne Aufsehen wieder in ihre Stube schleichen können."

Der Direktor traute dem unbekannten Schreiber nicht recht, deßhalb begab er sich zu Stephanie. Sie empfing ihn sogleich mit der Lamentation, daß sie in der Nacht bestohlen, und daß auch die Kleidung ihrer Kostgänger mitgenommen worden sei.

Er begab sich zurück und ließ die beiden Jünglinge in sein Studirzimmer kommen. „Heute Nacht sind Ihnen Ihre Kleider gestohlen worden," sagte er. „Warum haben Sie den Dieb nicht festgehalten oder wenigstens geschrieen?"

„Wir wissen nicht, daß wir bestohlen worden sind, aber unsere Wirthin —."

„Auch Sie," unterbrach sie der Direktor. „Der Dieb hat das Fenster ihres gemeinsamen Schlafzimmers offen gefunden und ist durch dasselbe eingestiegen. Zwei Dinge sind mir unbegreiflich, nämlich, daß Sie in dieser barbarischen Kälte zur Nachtzeit das Fenster offen lassen und dann, daß sie von dem Diebe nichts merkten. Wie erklären Sie das?"

Sie wußten keine Antwort zu geben.

Der Direktor fuhr fort: „Wenn Sie während der Nacht in Ihrer Behausung vielleicht gar nicht anwesend gewesen sind, so machen Sie ein reumüthiges Bekenntniß; es ist das Beste, was Sie thun können. Während des ganzen Schuljahres sind Ihre Fortschritte nicht besonders gewesen, und es ist schon oft der Gedanke in mir aufgestiegen, daß Sie Ihre kostbare Zeit mit Allotrias todtschlagen. Ich sage noch einmal: Bekennen Sie reumüthig und geben Sie mir dann das ernste Versprechen, daß Sie sich bessern wollen."

So war ihnen auf die liebevollste Weise die Hand geboten und sie wären mit einem Verweise davon gekommen, aber die falsche Scham und der Wunsch, ihr bisheriges Leben in derselben Weise fortzusetzen, hielt sie zurück. Hartnäckig leugneten sie, in der Nacht aus dem Hause gewesen zu sein, oder sonst irgend etwas Verbotenes gethan zu haben.

Der Direktor ging nun mit sich zu Rathe, ob er auch noch andere Schüler verhören oder sich durch eigene Anschauung Ueberzeugung verschaffen sollte. Er wählte das Letztere, und der Brief bot so sichere Anhaltspunkte, daß er kaum irre gehen konnte.

An dem darauffolgenden Mittwoch begab er sich mit dem Ordinarius in die Nähe jenes Wirthshauses und beobachtete aus dem Schatten eines Hauses den Eingang. Es dauerte nicht lange, so kamen die Schüler einzeln herangeschlichen und huschten in das Wirthshaus hinein. Man konnte sie deutlich im Scheine der Gaslaternen sehen und erkennen.

Sie wollten die Schuldigen in voller Action treffen,

deßhalb entfernten sie sich für jetzt, kehrten aber nach einer Stunde mit dem Polizeisergeanten des Reviers zurück, um nöthigenfalls den Eingang mit Gewalt zu erzwingen; aber die Studenten waren mit der Zeit so sorglos geworden, daß sie die Thüre nicht mehr verschlossen.

Der Polizeidiener hob die Klinke in die Höhe und ließ die beiden Herren leise ein. Im Innern des Saales war vor der Thüre ein Windschirm angebracht, hinter welchem man jedes Wort hören und durch dessen Löcher man den mit Tabacksqualm angefüllten Saal überschauen konnte. Hier nahmen der Direktor und der Ordinarius Platz, während der Polizeidiener leise den Riegel vorschob.

Theodor Sonnenberg wurde eben aufgefordert, eine Rede zu halten. Er war sogleich bereit, setzte sich rittlings auf ein bekränztes Bierfaß und sprach in einer unverantwortlichen Weise über den Direktor und den Ordinarius. „In ihrer Jugend," sagte er, „haben sie es gerade so getrieben, wie wir, aber jetzt sind sie Heuchler und Pharisäer geworden, d. h. nur gegen uns, denn in ihren Gesellschaften saufen sie Wein, während wir mit Bier verlieb nehmen müssen. Sauft ihnen ein Pereat, Brüder! Wir wollen sie belügen und betrügen, wo es nur eben angeht."

Er ließ sich von einem Fuchs das Horn reichen und that einen langen Zug, aber Niemand that ihm Bescheid; einer von den Studenten aber erhob sich und sprach in unwilligem Tone: „Es ist nicht in der Ordnung, daß unsere Lehrer insultirt werden!"

Die Uebrigen nickten ihm Beifall. Silvester aber, welcher fürchten mochte, daß der Bund einen Stoß be-

komme, war mit einem Satze auf dem Fasse und machte es noch ärger, als Theodor. „Wir sind keine Jungen mehr," sagte er zum Schlusse, „und was die Gymnasiallehrer sind, das werden wir später auch, oder vielleicht noch viel mehr. Ich stimme in das Pereat mit vollem Herzen ein, und wer es nicht mit mir thut, der ist ein Verräther an unserm Bunde!"

In diesem Augenblicke traten der Direktor und der Ordinarius aus der Verborgenheit an den Tisch. Der Schrecken war so groß, daß sie Alle erbleichten und auf ihren Stühlen zitterten.

Einige krochen auf Hand und Fuß zur Thüre und wollten heimlich entwischen, aber der Polizeidiener rief ihnen ein donnerndes Halt zu und hieß sie ihre Plätze wieder einnehmen.

Der Direktor aber nahm ein Notizbuch aus der Tasche und sprach: „Meine Herren, Sie erlauben mir wohl, daß ich Ihre Namen notire; weiter soll heute Abend nichts geschehen."

Lautlose Stille herrschte im Saale. Mit Furcht und Bangen schauten die meisten in die halbleeren Gläser und dachten mit Schrecken an morgen.

Als der Direktor alle Namen aufgeschrieben hatte, wandte er sich an die Schüler und sprach: „Heute gebe ich euch den wohlgemeinten Rath, dieses Lokal nicht mehr zu betreten und keine Zusammenkünfte mehr zu halten. Der Wirth wird seiner Strafe nicht entgehen, und was euch betrifft, so muß ich über alle Betheiligten eine Untersuchung verhängen, die schon morgen beginnen wird. Geht jetzt nach Hause."

Sie erhoben sich und schlichen davon; der Polizeidiener aber begab sich in die Wirthsstube, nahm den

Wirth bei Seite und kündigte ihm an, daß er sich bei der Polizei zu verantworten haben werde.

Der Direktor und der Ordinarius aber wanderten mit betrübten Herzen ihren Wohnungen zu, denn jetzt kannten sie die traurige Ursache, warum ihre Schüler nicht besser gelernt hatten.

IV.

Am folgenden Morgen kamen die Sekundaner mit sehr zögernden Schritten zum Gymnasium; viele von ihnen waren sich ja bewußt, daß sie einer schweren Stunde entgegengingen. Nur einige, die sich von der unerlaubten Verbindung fern gehalten hatten, kamen mit leichtem Herzen.

Der Polizeidiener oder der Wirth und sein Kellner mußten nicht reinen Mund gehalten haben; vielleicht hatten auch die Betheiligten selbst geschwatzt, denn hin und wieder blieb ein Bürger oder ein altes Mütterchen stehen und schaute ihnen mit Kopfschütteln nach.

In der Klasse fanden die Schüler einen Professor aus der Prima, der sie mit stillen Arbeiten beschäftigen sollte. Es herrschte eine so unheimliche Stimmung, daß der eine den andern kaum anzusehen wagte.

Endlich sagte der Professor zu einem Schüler, der Herr Direktor wünsche ihn auf seiner Studirstube zu sprechen. Mit klopfendem Herzen erhob sich der Schüler und ging sehr langsam die Treppe hinauf. Oben traf er bei dem Herrn Direktor den Ordinarius, welcher Papier, Tinte und Feder vor sich hatte und zum Schreiben bereit war.

Das Verhör begann; der Schüler wurde gefragt, wie lange er der Verbindung angehöre, was dort getrieben worden sei, wie oft die Zusammenkünfte gewesen und wer ihn zur Theilnahme beredet habe.

Er gab in reumüthigem Tone einen wahrheitsgetreuen Bericht, wollte sich aber nicht dazu bequemen, den Angeber zu machen.

„Das ist eine irrthümliche Auffassung," sprach der Direktor; „es kommt darauf an, die wirklich Schuldigen zu ermitteln und von der Anstalt zu entfernen, denn wir können und dürfen es nicht dulden, daß die ganze Schule angesteckt wird. Wer dazu nicht mitwirken will und die Säuberung verhindert, der stellt sich mit den Anstiftern auf dieselbe Stufe und muß gleichfalls entfernt werden. Sind es nicht Silvester Colman und Theodor Sonnenberg? Wir haben so zu sagen die Beweise dafür und Sie thun wohl, wenn Sie die volle Wahrheit sagen."

Der Student, welcher sah, daß mit dem Verschweigen nicht durchzukommen war, bekannte die Wahrheit; der zweite, welcher gerufen wurde, machte es gerade so, bis alle Betheiligten, außer Silvester und Theodor, an der Reihe gewesen waren. Diese kamen jetzt zusammen zum Verhör. Sie konnten allerdings nicht leugnen, daß sie bei dem Commers gewesen waren, weil der Direktor und der Ordinarius sie bei demselben überrascht hatten; weiter aber wollten sie nichts eingestehen und besonders nicht zugeben, daß sie die Anstifter und Leiter der verbotenen Zusammenkünfte gewesen. Alle Ermahnungen halfen nichts; sie geberdeten sich im Gegentheile so keck, daß sie auf keine Nachsicht rechnen konnten.

Die sämmtlichen Schüler wurden heute eine Stunde

früher entlassen, als sonst, auf den Nachmittag aber zur Empfangnahme der Zeugnisse bestellt.

Den meisten Secundanern schmeckte heute das Mittagessen nicht; in banger Erwartung harrten sie der Dinge, die kommen sollten und schlichen am Nachmittage sehr niedergeschlagen zum Gymnasium.

Die Secunda war heute die letzte Klasse, in welcher die Zeugnisse vertheilt wurden und es kamen alle Lehrer der Anstalt in derselben zusammen. Unter lautloser Stille nahm der Herr Direktor das Wort und sprach: „Die bekannten, gegen Gesetz und Ordnung verstoßenden Vorgänge dürfen nicht ungestraft bleiben, denn eine Schule, wo solche Dinge vorkommen, geräth in die Mißachtung der Bürger und kann keine Leistungen aufweisen.

Die meisten Schüler sind in Folge dieser Unordnungen erheblich zurückgeblieben, und nur wenige können in die Obersecunda versetzt werden. Es ist unumgänglich nothwendig, daß die Eltern von diesen Ausschreitungen Kenntniß erhalten, deßhalb tragen die Zeugnisse ein Vermerk, welches nicht zur Empfehlung gereicht.

Die Lehrerconferenz war anfänglich der Ansicht, daß die Untersecunda für ein halbes Jahr geschlossen werden müsse, aber sie hat sich nicht verhehlen können, daß dadurch die Eltern noch mehr gestraft würden, als ihre Söhne. Es ist also davon Abstand genommen, und man trägt sich mit der Hoffnung, daß die Bemerkung im Zeugnisse dazu dienen wird, die Schüler künftig vor jeder Thorheit abzuschrecken. Diese Milde erstreckt sich aber nicht auf die Anstifter des ganzen Uebels. Silvester Colman und Theodor Sonnenberg sind vollständig überführt, diese verbotene Verbindung gestiftet und befördert zu haben. Von den unehrerbietigen Worten, welcher sie

sich im letzten Commerse gegen ihre Lehrer bedient haben, will ich nur vorübergehend Erwähnung thun, aber sie zeugen dafür, daß es sich mit der Würde der Schule nicht verträgt, sie länger auf dem Gymnasium zu dulden. Die Conferenz hat deßhalb beschlossen, sie von der Schule zu verweisen und ihnen den Wiedereintritt für immer zu versagen."

Er wandte sich nun an Silvester und Theodor: „Ihr kehrt ohne Zeugniß zu euern Eltern zurück; ich werde sie brieflich von den hiesigen Vorfällen unterrichten und ihnen mittheilen, daß euch der Besuch unseres Gymnasiums für immer verboten ist. Ihr seid entlassen."

Theodor hatte diesem Augenblicke allerdings mit Angst entgegengesehen, aber einen so strengen Spruch doch nicht erwartet; er schoß in die Knie, ließ den Kopf hängen und wurde krebsroth. Silvester aber machte ein sehr freches Gesicht, und es fehlte nicht viel, so hätte er eine kecke Antwort gegeben. Mit absichtlichem Geräusche erhob er sich, stampfte beim Hinausgehen mit den Füßen und schlug die Thüre zu, daß man glaubte, sie werde in Splitter gehen.

Theodor aber war tief zerknirscht. Leise entfernte er sich und wagte es nicht, seine Mitschüler anzuschauen. Draußen stand Silvester und wartete auf ihn.

„Wir wollen uns rächen," rief er seinem Kameraden zu. „Komm, laß uns überlegen, wie wir dem Direktor und den Lehrern die Weihnachtsferien verderben!"

„Ich will nichts mehr mit Dir zu thun haben," gab Theodor zur Antwort, wandte sich ab und ließ den Silvester stehen. Dieser ballte ihm eine Faust nach, steckte die Hände in die Hosentaschen und ging pfeifend von dannen.

Theodor mochte nicht wieder in sein Logis zurückkehren, denn er fürchtete, mit Silvester in Streit zu gerathen, deßhalb schlug er direkt den Heimweg ein.

Es war empfindlich kalt, und er hatte weder einen Mantel, noch Handschuhe; die Diebe hatten außer seinen Werktagskleidern Alles mitgenommen. Der Wind pfiff scharf und schleuderte ihm spitze Eisnadeln in das Gesicht, aber er konnte sich gegen diese Unbilden der Witterung nicht schützen. Wie gern aber hätte er diese Unannehmlichkeit ohne Murren ertragen, wenn er sich dadurch von den übrigen Folgen seines Leichtsinnes hätte reinigen können.

Je näher er der Heimath kam, desto mehr entfiel ihm der Muth, und er ging mit dem Gedanken um, zu entfliehen, aber wohin sollte er sich in der grimmigen Kälte wenden? Er hatte keine Verwandten, und fremde Leute nahmen ihn nicht auf, auch hatte er kein Geld, um in eine Herberge einzukehren, wenn der Hunger sich meldete.

Silvester fiel ihm ein. Seine Eltern hatten ihn so liebreich empfangen — aber nein, das ging auch nicht, denn sicher hatte auch Silvester einen schweren Standpunkt und außerdem hatte er demselben ja die Freundschaft gekündigt.

Zögernd schritt er vorwärts, aber die Kälte nöthigte ihn zu rascherm Gehen und zu festem Auftreten. Endlich kam er in dem Laubwalde an, wo es bei Weitem behaglicher war. Langsamer stieg er den Berg hinan, aber jeder Schritt kam ihm vor, als wenn es direkt in's Fegfeuer hineinginge. Was sollte er sagen, womit sich entschuldigen? Er kannte die Strenge seines Vaters nur zu gut und wußte, daß er seiner Mutter das Herz brach.

Jetzt hatte er den zugefrornen Teich erreicht, der

ihm und seiner Schwester im Sommer und im Winter so viel Vergnügen bereitet hatte. Heute verwandelten sich alle diese Erinnerungen in wehmüthige Trauer, und in dem Schilfe, welches den Teich in weitem Kranze umgab, rauschte der Wind so unheimlich geisterhaft, als ob ihm aus der Tiefe alle seine leichtsinnigen Streiche zugerufen würden.

Er überlegte, ob es nicht am besten sei, seinem Vater Alles zu bekennen, aber dazu fehlte ihm doch der Muth, denn er kannte seine Strenge. War es nicht besser, der Mutter ein reumüthiges Bekenntniß zu machen und um ihre Fürbitte anzuhalten? Auch das ging nicht, denn er hatte ihre Liebe so schlecht vergolten, daß er sich schämte, ihr die Wahrheit zu sagen. Aber nun hatte er die Schwester noch. Monika war ihm immer gut gewesen, und wenn sie konnte, so half sie ihm gewiß aus seiner schlimmen Lage heraus.

Das war nur ein schwacher Faden und nicht viel mehr, als ein Nichts, aber in seiner Herzensangst faßte er doch nach demselben und schöpfte wieder einige Hoffnung. Er zitterte aber doch am ganzen Leibe, als er die Thüre öffnete und in die Stube trat.

Mutter und Schwester waren eben am Feuerherde beschäftigt. Sie backten für den heiligen Abend Muzen und Waffeln, wie es von jeher in der Familie Brauch gewesen war. Beide legten die Waffelneisen aus der Hand, als sie seiner ansichtig wurden, kamen mit lautem Freudenrufe auf ihn zu und umarmten ihn.

„Setze Dich zum Feuer,“ sagte Magdalena, „denn Du bist gewiß durch und durch kalt; hast wohl nach dem langen Marsche in der grimmigen Kälte auch Hunger und Durst bekommen.“

Theodor ließ sich auf der Bank neben dem Herde nieder und wärmte seine durchfrorenen Glieder; unterdessen schob Monika ein Tischchen an ihn heran, brachte mit Speck gebratenen Kartoffelkuchen, Butter, Brod und heißen Kaffee.

Die Hände waren ihm noch so kalt, daß er das Messer nicht halten konnte; deßhalb bediente ihn die Schwester, während die Mutter dabei stand und lächelnd zusah, wie es ihm so wohl schmeckte.

Plötzlich fiel ihr auf, daß er ohne Mantel nach Hause gekommen war. „Mein Gott, Junge," sagte sie, „wie hast Du Dich in der schrecklichen Kälte ohne Mantel auf den Weg machen können?"

Theodor gab keine Antwort; die gutmüthige Frau aber schrieb es dem Drange zu, der ihn am heiligen Abende rasch nach Hause getrieben.

„Und auch keine Handschuhe," sagte sie, „wie unvorsichtig, Junge! Wo aber ist die Tasche mit der schmutzigen Wäsche und den Sonntagskleidern?"

„Vergessen," gab Theodor kleinlaut zur Antwort, und verschloß sich mit dieser Lüge den Weg zum Herzen der Mutter.

„Nein, nein," sagte sie, „das ist eine unverzeihliche Nachlässigkeit. Ich kann mir wohl erkären, daß es Dich drängte, nach Hause zu kommen, aber so wegzulaufen, das ist unbegreiflich. Du wirst also morgen mit Deinen Werktagskleidern in die Kirche gehen und Dich schämen müssen! Wäre der Weg nur nicht so weit, so würde ich hinschicken. Damit muß nun bis morgen gewartet werden, aber es ist mir recht verdrießlich und die Weihnachtsfreuden sind mir halb verdorben."

Trotz ihres Keifens hörte die gute Mutter nicht

auf, für ihn zu sorgen und ihm auch von den frischgebackenen Waffeln hinzuschieben. Sie stellte hundert Fragen über Tante Stephanie, über seine Professoren, seine Studien und was ihr sonst einfiel. Theodor gab so einsilbige Antworten, daß sie ihn verwundert ansah; sie war sonst gewohnt, daß sein Mund von Redseligkeit überströmte, wenn er nach Hause kam.

„Was ist denn mit Dir vorgegangen?" fragte sie. „Du bist doch nicht krank? Wärme Dich nur tüchtig, damit Du nachher ganz munter bist, denn in diesem Jahre wird der Christbaum am Vorabende angezündet."

„O, ich schlechter Mensch," dachte Theodor, „während ich ihnen großen Verdruß bereite, haben sie nur daran gedacht, mir Freude zu machen und einen Christbaum bereitet. O, wäre diese Qual nur einmal von meinem Herzen, wie wollte ich mich bestreben, künftig immer gut und brav zu sein!"

Die Aufregung und die Beängstigungen wurden immer größer, bis er endlich in den Sessel zurückfiel und einschlief.

„Der arme Junge," flüsterte die Mutter, „er hat sich in seinen dünnen Kleidern gewiß erkältet. Wir wollen ihn nur schlafen lassen, bis er von selbst aufwacht."

Der Förster Sonnenberg kam erst mit der Dunkelheit aus dem Walde zurück. „Ah, da ist der Junge ja," sagte er. „Er muß jetzt aufgeweckt werden, denn wir wollen den Christbaum anzünden, damit wir zeitig zur Ruhe gehen und uns wieder zur Mette erheben können. Dieses Jahr wollen wir nicht in die Stadt, sondern in die Dorfkirche; es ist allzu kalt, um weit zu gehen. Er rüttelte den Studenten am Arme, bis er erwachte.

Theodor hatte schon im Traume den Empfang des Vaters gehabt, und derselbe war gerade nicht sehr angenehm ausgefallen; als er nun erwachte und dem Gefürchteten so plötzlich in die Augen sah, da fuhr er mit einem leisen Schrei zurück und geberdete sich so sonderbar, daß Sonnenberg ihn groß anschaute, aber er schrieb es dem Schlafe zu und sprach: „Komm' nur zu Dir, mein Junge; wir gehen ja zum Christbaume."

Er merkte nun, daß die Gefahr noch nicht angebrochen war und beeilte sich, den Uebrigen in die große Stube zu folgen, wo der Christbaum wieder in seiner ganzen Größe stand. Obschon Theodor und Monika keine Kinder mehr waren, so hing der Baum doch so voller Lichter, daß er ein wahres Feuermeer war; auch waren die Zweige über und über mit Zieraten und Leckereien behangen. Sonnenberg hatte gesagt: „Es ist hauptsächlich wegen des Theodor. Auf alle Fälle wird er in diesem Jahre in die Obersecunda steigen, und da soll er schon im Voraus eine Belohnung haben."

Die Bewohner des Forsthauses umringten den Baum und stimmten das Krippenlied an. Sie sangen aus voller Brust und die helle Freude leuchtete ihnen aus den Augen, aber Theodor stand stumm da und statt in die Lichter des Baumes zu sehen, schlug er die Augen nieder und starrte mit gerötheten Wangen auf den Boden.

Nachher ging es an das Aufsuchen der Geschenke. Sie waren leicht zu finden, denn jedes war mit dem Namen des Betreffenden gezeichnet. Für Theodor waren außer anderen Geschenken auch Bücher da, die er sich lange gewünscht hatte; auch fand er in einem neuen Portmonaie zwei große Goldstücke, aber die Angst um die Entdeckung seiner Streiche ließ die Freude nicht

aufkommen. Er nahm die Gaben in seine Hand, als ob sie glühend heiß seien und vergaß es sogar, seinen Eltern ein Wort des Dankes zu sagen.

„Was ist denn mit dem Jungen vorgegangen?" fragte der Vater. „Ich will nicht hoffen, daß Dein Weihnachtszeugniß schlecht ausgefallen. Gieb es einmal her."

„Es liegt noch beim Herrn Direktor," stotterte Theodor.

Sonnenberg wollte aufblitzen, aber Magdalena legte ihre Hand auf seinen Arm und sprach: „Laß ihn, Simon; er scheint sich auf dem Wege erkältet zu haben, und wahrscheinlich ist es schon vorher nicht gut mit ihm gewesen, denn er ist in der Verwirrung ohne Mantel gekommen und hat sogar vergessen, seine Sonntagskleider mitzubringen."

„Hm," sagte Sonnenberg, „dann darf er auf keinen Fall mit in die Mette. Laß ihn zu Bette gehen und mache ihn recht warm." „Hans," wandte er sich an einen der Forstgehülfen, „Du mußt nun zur Stadt in die Mette gehen; nachher begiebst Du Dich zu Tante Stephanie, nimmst seine Wäsche und Kleider in Empfang und holst beim Herrn Direktor sein Zeugniß. Spute Dich aber, daß Du so frühe zurückkommst, daß Theodor noch im Dorfe in's Hochamt gehen kann, wenn es besser mit ihm wird."

Theodor wurde nun zu Bette gebracht; die Mutter deckte ihn warm zu und begab sich wieder in die Küche; bald nachher ging die Familie zur Ruhe und es wurde sehr stille im Forsthause.

Theodor überlegte hin und her, was er anfangen sollte, um dem väterlichen Zorne zu entrinnen. Nur

noch wenige Stunden trennten ihn von der sichern Entdeckung. Wie er aber auch nachdenken mochte, er fand keine Mittel. Was konnte es helfen, die Mutter oder die Schwester in's Vertrauen zu ziehen; die Sache blieb ja doch dieselbe, und wie er es auch drehen und wenden mochte, er war vom Gymnasium verjagt, und der Direktor unterließ es gewiß nicht, die Ursache so grell als möglich darzustellen. Wie bereute er es jetzt, so leichtsinnig gewesen zu sein, und wie viel hätte er darum gegeben, wenn er Alles hätte ungeschehen machen können. O, wie hatte er sich sonst stets auf den Christbaum und die heilige Nacht gefreut, und jetzt? Ach, er hatte unter dem Baume als ein Schuldiger und armer Sünder gestanden. Jedes der vielen Lichtlein hatte ihm den dumpfen Keller mit dem dichten Tabacksqualm in's Gedächtniß gerufen, und die reichen Geschenke waren ihm eben so viele Schnitte in's Herz gewesen. Gerade an ihnen stach seine Undankbarkeit so grell und voll in die Augen, daß er sich in der tiefsten Seele schämte und es für unmöglich hielt, seinem Vater noch einmal unter die Augen zu treten.

Es waren martervolle Augenblicke für ihn, die seine Seele unablässig quälten und ihm Thränen auspreßten. Endlich schlief er ein, aber als es sich im Hause zu regen begann, wurde er wieder wach. Seine Eltern, seine Schwester, die Gehülfen und die Magd rüsteten sich, um in die Mette zu gehen.

„Hans," hörte er seinen Vater sagen, „spute Dich ein wenig, denn der Weg ist weit und Du hast viel zu besorgen."

Seine Mutter kam mit dem Lichte an sein Bett,

und als sie ihn wach fand, fragte sie, ob Jemand bei ihm bleiben sollte.

„Nein, Mutter," gab er zur Antwort, „geht nur Alle; es hat nichts auf sich und ich bin eigentlich gar nicht krank."

Hätte er jetzt nur die Mutter bei sich behalten und ihr ein aufrichtiges Bekenntniß gemacht, es wäre hundertmal besser gewesen; aber die Furcht schloß ihm den Mund zu und er ließ die Mutter gehen, ohne ihr ein Wort zu sagen.

Als sich die Hausthüre hinter ihnen schloß, sprang er aus dem Bette; die Angst nahm mit jeder Sekunde zu und er fürchtete die Heimkehr des Forstgehülfen so sehr, daß er lieber Alles dulden, als den Blick seines Vaters ertragen wollte.

Hastig kleidete er sich an und lief händeringend aus einem Zimmer in das andere. „Was soll ich beginnen?" rief er. „Noch zwei Stunden, dann kehren sie zurück! Ich muß fort, ehe sie kommen. Nachher ist es zu spät!"

Immer gewaltiger regte es sich in seinem Herzen, und zuletzt ging die Angst in eine Art von Verzweiflung über. Es war ihm gerade, als ob ihn eine unsichtbare Hand ergreife und hinausziehe. Nun war alles Wehren vorbei. Er ergriff seine Mütze und eilte hinaus.

„Noch erreiche ich den Nachtzug nach Antwerpen," sagte er und eilte spornstreichs den Berg hinab. So schnell ihn seine Füße trugen lief er der Stadt zu. In den Straßen derselben war es schon lebendig. Die Leute begaben sich in die Kirchen; durch viele Fenster schimmerten die Lichter des Christbaumes, zarte Kinderstimmchen sangen das Krippenlied, und wo es bereits been-

digt war, da ertönte lauter Jubel über die erhaltenen Geschenke.

Er hielt sich nicht auf, sondern begab sich direkt zum Bahnhofe. Der Portier befand sich ganz allein in der Halle und stampfte mit den Füßen gegen das Marmorpflaster, um sich zu erwärmen.

„Ist der Zug nach Antwerpen schon fort?“ fragte Theodor.

„Nein, er kommt erst in einer halben Stunde.“

Der Flüchtling setzte sich auf eine Bank, aber die Kälte trieb ihn bald wieder auf, und er ging mit schnellen Schritten auf und ab, um sein Blut ein wenig zu erwärmen.

Kein Mensch kam in den Bahnhof; Niemand reiste in der heiligen Nacht, Jeder blieb bei seinem Christbaume; nur er, der ungerathene Sohn floh von dannen, ohne den Segen seiner Eltern mitzunehmen.

Jetzt wurde von der nächsten Station ein Zeichen gegeben, und zugleich öffnete sich das Schalter. Theodor trat an dasselbe heran und forderte einen Fahrschein dritter Klasse nach Antwerpen. Eines von den beiden Goldstücken, die er zu Weihnachten erhalten hatte, legte er vor dem Schalter nieder und erhielt nur ein paar kleine Silberstücke zurück. Bald nachher pfiff der Zug und er kletterte in den Wagen, wo er sich ganz allein befand. Im nächsten Augenblicke brauste der Zug von dannen. —

Kehren wir zu dem Försterhause zurück.

Mit gesammelten Herzen schritten Sonnenberg und die Seinigen durch den Wald dem Dorfe zu. Die Schaar der Gottesfürchtigen wurde bei jedem Nebenwege größer; feierlich hallten die Glocken vom Kirchthurme des

Dorfes und luden die Wallenden zur Feier der Geburt Christi ein. Die gedrängt volle Kirche strahlte im Lichte der Kerzen, die Orgel erbrauste, und die Menge sang mit frommer Begeisterung das liebliche Lied „Heiligste Nacht!“

Als der Gottesdienst zu Ende war, beeilten sich Alle, nach Hause zu kommen; auch die Försterfamilie machte lange Schritte.

Zu Hause angekommen zündete Monika das Herdfeuer an, und bald wurde die Küche von einer angenehmen Wärme durchzogen. Magdalena besetzte den Tisch mit Brod, Butter, Weißbrod und Waffeln, und die Familienmitglieder reihten sich um den Tisch. Als Monika den dampfenden Kaffee auf den Tisch gestellt hatte, sagte Sonnenberg: „Nun seht einmal nach Theodor. Wenn es ihm besser ist, dann muß er das Frühstück mit uns einnehmen.“

Die Mutter ging mit dem Lichte in die Kammer und fand zu ihrer Ueberraschung das Bett leer.

„Theodor!“ rief sie, bekam aber keine Antwort. In die Küche zurückkehrend, sprach sie: „Er ist aufgestanden, aber ich finde ihn nicht!“

Sie ging durch das ganze Haus und rief seinen Namen; die Forstgehülfen durchsuchten den Stall, die Nebengebäude und die Umgebung des Hauses, aber Niemand fand ihn.

Aller bemächtigte sich eine große Unruhe, und man erschöpfte sich in tausend Vermuthungen, wo er wohl sein könne.

„Er wird zur Stadt in die Mette gegangen sein und mit Hans zurückkehren,“ sagte die Mutter, aber die Blässe ihrer Wangen verrieth, daß sie es selbst nicht glaubte. Da es aber keinen andern denkbaren Grund

für seine Abwesenheit gab, so wurde es auch von den Andern so angenommen, und man setzte sich zu Tische, aber den Eltern und der Schwester fehlte doch der rechte Appetit, und wenn auch Keines dem Andern seine Besorgnisse mittheilte, so erwog es seine eigenen doch nach allen Richtungen.

Dem Förster war es peinlich, mit seinen unerquicklichen Gefühlen in Gesellschaft seiner Gehülfen zu sein, er ließ deßhalb im sogenannten Herrenstüblein heizen und begab sich mit Frau und Tochter dorthin. Hier brauchte er sich keinen Zwang anzuthun und konnte offen reden. „Magdalena," sagte er, „mit dem Jungen ist Etwas nicht in Ordnung. Erst nach und nach ist mir eingefallen, wie sonderbar und theilnahmlos er sich beim Christbaume verhielt. Er hat ganz gewiß Etwas auf dem Herzen, was er sich fürchtet, auszusprechen. Ist es denn zu begreifen, daß er in der grimmigen Kälte ohne Mantel heimläuft, seine Sachen zurückläßt und sogar sein Zeugniß vergißt? Krank ist er nicht, sonst wäre er nicht aus dem Bette aufgestanden und nach der Stadt gelaufen. Was hältst denn Du davon?"

„Auch mir ist die Sache unbegreiflich, aber wir können jetzt nichts Besseres thun, als abwarten, bis er nach Hause kommt. Bisher hat er uns ja nur Freude gemacht, warum sollen wir uns also mit trüben Gedanken quälen?"

Sie nahm die Handpostille vom Sims und begann in derselben zu lesen, aber trotz des Trostes, den sie ihrem Manne gab, war ihre eigene Unruhe so groß, daß sie kaum die Buchstaben sah.

Ein paar qualvolle Stunden vergingen, dann wurde die Hausglocke gezogen, und bald darauf trat Hans in das Herrenstüblein.

„Bringst Du den Theodor nicht mit?“ fragte Sonnenberg.

„Den Theodor? Ich denke, der liegt im Bette! Von der Tante Stephanie aber bringe ich gar sonderbare Nachrichten. Vor einigen Nächten sind Diebe in das Haus gestiegen und haben sie schwer bestohlen. Der Theodor ist auch schlecht weggekommen, denn die Diebe haben ihm Alles mitgenommen, was er besaß; nur seinen Werktagsanzug haben sie ihm gelassen.“

„Und der Junge hat nichts davon gesagt,“ sprach Sonnenberg; „das begreife, wer kann.“

„Ach, alle die guten Sachen!“ sprach Magdalena; „wie ist es nur möglich, daß er davon schweigen konnte?“

„Und hier ein Brief vom Direktor des Gymnasiums,“ sprach Hans.

„Es ist gut, Du kannst nun gehen,“ sagte Sonnenberg und erbrach den Brief. Beim Lesen entfärbte sich sein Gesicht, und plötzlich that er einen Aufschrei. „Er ist fortgejagt, er darf nicht mehr auf das Gymnasium kommen! O, welche traurigen Weihnachten! Ich muß sofort zur Stadt, um Alles zu hören, was sich begeben hat.“

Er eilte hinweg, und schon hörte man seinen Schritt draußen auf dem hart gefrorenen Boden.

Magdalena nahm den Brief auf und las ihn. Thränen stürzten ihr aus den Augen und sie stöhnte: „Dein Vater hat Recht. Es sind traurige, sehr traurige Weihnachten! Dein Bruder hat die Ermahnungen seiner Eltern vergessen und sich einem wüsten Leben ergeben.“

Monika konnte sich kaum fassen, denn sie hatte den Bruder so lieb gehabt und so große Stücke auf ihn gebaut. Beide weinten laut und heftig, und die Mutter

sagte ein= über das anderemal: „Wenn er sich nur kein Leid angethan hat. O, ich fürchte es, denn er sah ganz verzweifelt aus.“

„Fürchte das nicht,“ sagte Monika. „Wenn er auch einen Fehltritt begangen hat, so war er doch im Grunde genommen gottesfürchtig, und er hat gewiß nicht Hand an sich selbst gelegt. Hoffen wir zu Gott, daß der Vater ihn finden und zurückbringen wird.“

Sie trösteten sich wechselseitig, aber eigentlich suchte die Eine die Andere zu täuschen, denn Beide glaubten das Schlimmste.

V.

Wir wollen jetzt dem Flüchtlinge nach Antwerpen folgen. Die Eisenbahnfahrt dorthin bot wenig Abwechslung. Theodor saß ineinandergekauert da, zitterte vor Kälte und klapperte mit den Zähnen. Zuweilen fielen ihm die Augen zu und er schlief eine Pause, aber die Kälte weckte ihn stets wieder. Das eintönige Schnurren und Rasseln der Räder hatte ihn anfangs in seinen Gedanken gestört, aber er gewöhnte sich bald daran, und nun schweifte sein Geist zurück in die Heimath, von der er sich immer weiter entfernte. Er stellte sich vor, wie seine Eltern und seine Schwester, als sie aus der Kirche kamen, vergeblich nach ihm suchten und sich nicht erklären konnten, wohin er sich in der Kälte begeben habe. Dann vergegenwärtigte er sich, wie Hans aus der Stadt zurückkehrte und nun die Wahrheit an den Tag kam. Er sah die Mutter und die Schwester erbleichen, hörte sie für den Ungerathenen bitten und anhalten, den Vater aber wüthen und heftige Drohungen ausstoßen. Es war ihm fast so schrecklich, als ob er dabei wäre und mit Zittern und Beben vor dem Erzürnten stände. Sein Seelenzustand war in der That

erbarmungswürdig. Als er in Aachen ankam, fragte er sich, ob es nicht besser sei, auszusteigen und umzukehren, um seinen Eltern den Schmerz um sein Verbleiben zu ersparen. Wenn er seine volle Schuld bekannte und ernste Besserung versprach, dann nahm ihn sein Vater vielleicht wieder zu Gnaden an und schickte ihn auf ein anderes Gymnasium. Setzte er seine Flucht fort, so verdarb er sich seine ganze Lebenscarriere, vielleicht, ja sogar wahrscheinlich ging er der Noth und dem Elende entgegen, aber trotz all' dieser Erwägungen konnte er sich nicht zum Bessern und Vernünftigeren entschließen; er fürchtete zu sehr den schlimmen Empfang.

Ehe er noch recht entschlossen war, ging der Zug weiter, und bald befand er sich auf belgischem Boden. Von Stunde zu Stunde wuchs seine Unruhe und Unbehaglichkeit, und die Kälte setzte ihm so sehr zu, daß er aus dem Zittern und Zähneklappern nicht mehr herauskam.

Nach einer langen Fahrt kam er hungrig und durchfroren in Antwerpen an. Sogleich begab er sich zum Hafen und kehrte dort in einer Restauration ein, um sich zu wärmen und seinen Hunger zu stillen.

An dem Tische, wo er sich schüchtern niederließ, saß ein starkbebarteter Mann, welcher sich mit dem Wirthe in deutscher Sprache unterhielt. Der Wirth nannte ihn Kapitän, und Theodor nahm aus der Unterhaltung ab, daß er im Begriffe war, nach Afrika zu segeln.

„Ich könnte noch einen Schiffsjungen brauchen," sagte der Kapitän, „wissen Sie mir keinen ordentlichen Knaben, der bereit wäre, sogleich mit abzusegeln?"

„O, es giebt deren genug," antwortete der Wirth, „aber im Augenblicke kann ich mich auf keinen besinnen."

Theodor rückte dem Kapitän näher und sprach in schüchternem Tone: „Mein Herr, ich wünsche den Seedienst zu lernen und bin in dieser Absicht nach Antwerpen gekommen.“

Kapitän Richard sah sich den jungen Mann genau an; nachdem er ihn eine Zeitlang beschaut hatte, sprach er: „Du scheinst aus einer guten Familie zu sein, aber wahrscheinlich bist Du Deinen Eltern entlaufen, denn ich sah Dich ohne Mantel und Gepäck in die Stube treten.“

Theodor senkte die Augen zu Boden und schwieg. Der Kapitän aber fuhr fort: „Nun Du brauchst nicht gleich den Muth sinken zu lassen, denn wir Schiffskapitäne nehmen es so genau nicht. Wahrscheinlich hast Du irgend einen Fehltritt begangen und fürchtest dessen Folgen. Sage mir nur gerade heraus, wie die Sachen stehen und beschönige nichts.“

Es war ihm höchst unangenehm, daß er vor einem unbekannten Manne die Fehltritte offenbaren sollte, die er nicht den Muth gehabt hatte, seinem Vater einzugestehen, aber Kapitän Richard schien ein sehr energischer Mann, dem man nicht mit Ausflüchten und Halbheiten kommen durfte. Er entschloß sich also, die ganze Wahrheit zu sagen und erzählte ihm ohne jegliche Schminke die Ursache seiner Flucht.“

„Mein Sohn,“ sprach Richard, „wenn Du einen guten Rath annehmen willst, so setze Dich auf die Eisenbahn und fahre direkt zu Deinen Eltern zurück; Du bist auf dem Wege gewesen, Dir eine gute Zukunft zu bereiten. Was Du gelernt hast, wird Dir allerdings auch auf der See zu gut kommen, aber ob Du es je dazu bringst, ein tüchtiger Kapitän zu werden, das hängt doch von so vielen Verhältnissen ab, daß man gar nichts darüber

sagen kann. Setzest Du aber Deine Studien fort, dann ist Dir eine anständige Zukunft sicher."

Theodor hörte ihn an, aber er erklärte, daß es ihm unmöglich sei, vor seinen Vater hinzutreten, lieber wolle er bettelnd durch das Land ziehen oder auf offener Straße verhungern.

„Nun," antwortete der Kapitän, „ich bin weder Dein Vater, noch Dein Vormund und habe für Deine Zukunft nicht zu sorgen. Wenn Du unter allen Umständen Deinem Kopfe folgen willst, dann gehe mit zum Hafen. Die Sultanin liegt vor Anker und morgen früh fahren wir nach London, wo wir unsere Ladung vervollständigen; dann aber geht es direkt nach Afrika."

Der Kapitän zahlte die Zeche, auch diejenige des neuen Schiffsjungen. Sie verließen die Restauration und erreichten bald diejenige Stelle des Hafens, wo die Sultanin an den Ketten lag. Sie war ein gewaltiger Coloß, wie Theodor noch keinen gesehen.

Richard führte ihn in seine Kajüte und sprach: „Auf der ersten Reise wirst Du zu meiner Bedienung da sein, nebenbei aber werde ich mir auch Mühe geben, Dich in die Geheimnisse der Seemannskunst einzuweihen. Hier ist meine kleine aber auserlesene Bibliothek, die Du in Deinen Freistunden nach Belieben benutzen kannst. Dort liegen Atlanten und Karten, Alles zu Deiner Verfügung."

In der äußersten Ecke der Kajüte schob er einen Vorhang zurück und sprach: „Da ist Dein Bett. Ich habe es hier aufschlagen lassen, damit ich Dich immer zur Hand habe, wenn ich Dir einen Auftrag ertheilen will. Nun aber kannst Du auf dem Schiffe umherlaufen und Dir Alles besehen."

Ein Matrose, den der Kapitän heranwinkte, ging mit ihm durch alle Räume und suchte ihm so viel als möglich die Einrichtung des Schiffes zu erklären. Er verstand nur das Wenigste, aber der stolze und gewaltige Bau der Sultanin erfüllte ihn mit der größten Bewunderung.

„Mein lieber Freund," sagte der Matrose, „unser Kapitän ist ein herzensguter Mann, aber er fordert pünktlichen Gehorsam und kann fuchswild werden, wenn man seine Befehle nicht hurtig und exakt ausführt; darum gebe ich Dir den Rath, nicht lässig zu sein, sonst hast Du es gleich mit ihm verdorben und kommst sobald nicht wieder in Gnade."

„Ich danke Dir," antwortete Theodor; „ich will gewiß folgsam und pünktlich sein, aber ich fürchte, daß ich im Anfange noch recht ungeschickt und täppisch sein werde."

„Wenn er nur den guten Willen sieht, dann ist schon viel gewonnen. So, nun hast Du das Schiff gesehen, verstehen kannst Du noch wenig, aber das wird schon kommen."

Theodor begab sich in die Kajüte des Kapitäns zurück, nahm ein Buch aus der Bibliothek und begann zu lesen; der Inhalt fesselte ihn, denn es war ein prächtig geschriebenes Werk über den Ocean, aber es dauerte nicht lange, so fielen ihm seine Lieben in der Heimath ein, und er stellte sich vor, wie sie in Sorge um ihn seien und nach allen Richtungen schickten, um nach ihm zu suchen. Besonders ging ihm das Leid der Mutter zu Herzen. Sie hatte immer mit einer solchen Liebe und Zärtlichkeit für ihn gesorgt, daß er oft gesagt hatte: „Eine bessere Mutter giebt es auf der Welt nicht!"

Und wie hatte er ihr vergolten? Die Thränen wurden ihm lose, und er mußte sich auf seinem Stuhle umwenden, damit der Kapitän ihn nicht so kleinmüthig sah.

„Wenn der Vater nur nicht so strenge wäre," dachte er, „dann würde ich sogleich zur Eisenbahn gehen und heimfahren." Aber nein, das ging auf keinen Fall, denn jetzt wußten schon Alle, wie er's getrieben hatte, und daß er von der Schule gejagt war. Wie hätte er es da wagen dürfen, sich in der Heimath zu zeigen? Nein, nein, es war auf alle Fälle besser, daß er seine Flucht fortsetzte, aber von England aus wollte er schreiben, damit seine Eltern aus der Unruhe kamen, jedoch nicht eher, bis das Schiff abging und eine Verfolgung unmöglich wurde.

Es wurde früh Abend, und die Sultanin lag in so dichtem Nebel, daß man keine zwei Schritte weit auf dem Decke sehen konnte; bald wurde es auch Nacht, aber wegen des Nebels waren weder Mond noch Sterne zu sehen.

„Geh', zu Bett," sagte der Kapitän, damit Du morgen zeitig herauskriechen kannst, denn ehe die Sonne aufgeht, lichten wir die Anker."

Theodor kroch in seine Coje. Es war ein enges und schmales Bettchen, in welchem er eben Platz hatte und fast mit dem Kopfe an die Decke stieß, aber der Ofen der Kajüte machte es warm und behaglich, und wäre sein Herzeleid nicht gewesen, so hätte er wohl zufrieden sein können. So aber lag er da und dachte stets an Monika und seine Eltern. Ein scharfer Wind erhob sich jetzt und pfiff um das Schiff herum, daß ihm angst und bange wurde; als der Wind sich ein wenig legte, begann es zu hageln. Die hartgefrornen Körner prasselten

unaufhörlich gegen das kleine, runde Fenster, und zuweilen kam ein so starker Windstoß, daß das Schiff erzitterte.

Endlich schlief er ein. Ach, was für einen schönen Traum er hatte! Er war wieder ein kleines braves Kind geworden und saß mit seiner Schwester unter dem Christbaume. Die Mutter nahm ihn auf den Schooß, erzählte ihm und Monika wunderbare Geschichten von den Engeln und dem Christkindchen. Dann huschte er auf den Schooß des Vaters, krauelte ihm in dem dichten, schwarzen Barte und ritt auf seinen Knieen nach Cöln und nach Paris. Damals hatte er noch keinen Begriff davon, was ein böser Bube war und wenn ihm Jemand gesagt hätte: „Du selber wirst später einer werden," dann würde er ihn sicher nicht verstanden haben.

Bis an den Morgen dauerten seine süßen Träume fort; dann aber wurde er durch den Ruf „Theodor" geweckt.

Rasch sprang er auf den Boden und fuhr in die Kleider. Das Schiff ging jetzt auf und ab und neigte zuweilen auf die rechte, zuweilen auf die linke Seite, so daß er sich an seinem Bett fest halten mußte. Der Kapitän lachte, daß er sich schüttelte und sagte: „Du Langschläfer, Du hast die Abfahrt verpaßt, jetzt ist es heller Tag und wir sind schon mitten auf dem Wasser."

So war es; als er zur Kajütenthüre hinaustrat, konnte er von dem Lande nichts mehr sehen. Jeden Augenblick begegnete ihnen ein Schiff, welches vom Kapitän und den Matrosen, mit Winken und Mützenschwenken begrüßt wurde. Es fehlte also nicht an Unterhaltung, und da ihm das Leben auf dem Wasser ganz neu war, so vergaß er einstweilen seinen Schmerz. Nach einer glücklichen Fahrt kamen sie in der Themse an, wo sich

die Schiffe so aufeinander drängten, daß kaum Raum zum Durchfahren war.

In den Docks angelangt, besuchte ihn der Rheder, dem die Sultanin zugehörte. Er hatte sich während der Abwesenheit des Kapitän Richard über dessen Bestimmung anders besonnen. Er kam in seine Cajüte und redete ihn also an: „Mister Richard, wir sind eins geworden, daß Sie mit der Sultanin nach dem Kap gehen, aber ich habe ein anderes Commando für Sie und ich mache Ihnen Bedingungen, die Sie gewiß nicht zurückweisen werden. Hören Sie! Im vorigen Jahre habe ich ein Schiff nach dem Lande des Königs Dahome an der westafrikanischen Küste gesendet und für allerlei europäische Waaren ein Schiff voll Elfenbein und Palmöl eingehandelt. Der Gewinn war großartig, aber der Kapitän will sich um keinen Preis in der Welt bereden lassen, die Reise noch einmal zu machen, weil er den wilden König fürchtet. Sie aber sind ein tapferer Mann und scheuen vor keiner Gefahr zurück. Wollen Sie die Reise mit einem tüchtigen Schiffe und auserlesener Mannschaft machen, so will ich Ihnen die Hälfte des Gewinnes zusichern."

„Mr. Wilkens," sprach der Kapitän, „Sie schicken mich in die Höhle des Würgers, aber ich bin schon einmal mit ihm fertig geworden und hoffe es auch zum zweitenmale. Stellen wir den Vertrag schriftlich auf, dann bin ich jeden Augenblick bereit, abzusegeln."

Der Rheder zog ein Papier aus der Tasche, in welchem er einen leeren Raum mit dem Namen Richard ausfüllte und es dem Kapitän überreichte. Dieser las es durch und setzte seine Unterschrift unter die des Mr. Wilkens.

„Welches Schiff ist es?“ fragte er dann.

„Cooper mit vier Kanonen, tüchtiger Bemannung und Waffen im Ueberfluß.“

„Gut, gehen wir hin!“

Der Kapitän winkte seinem Cajütenjungen und folgte dem Rheder in ein anderes Deck, wo neben großen Kriegsschiffen auch der Dampfer Cooper lag.

„Ein schmuckes Schiff,“ sagte der Kapitän; „ich glaube, es kann einen tüchtigen Stoß vertragen. Schreiten wir zur Besichtigung.“

Alle Mann kamen auf den Ruf des Steuermannes auf Deck und stellten sich salutirend in Reihe und Glied. Richard musterte sie mit prüfendem Blicke, und er mußte wohl von dem Examen befriedigt sein, denn er nickte mit dem Kopfe. Nachdem er alle Räume des Schiffes in Augenschein genommen, ging er mit dem Rheder in die Cajüte und ließ sich die Schiffsbücher und das Verzeichniß der Waaren vorlegen.

„Wann soll in See gestochen werden?“ fragte er.

„Es ist Alles bereit,“ antwortete der Rheder. „Die Abfahrt liegt in Ihren Händen. Ich wünsche Ihnen glückliche Reise und gute Geschäfte; ich aber kann nicht länger weilen, sondern muß auf die Börse.“

Der Kapitän schüttelte ihm die Hand und nahm Abschied. Dann wandte er sich an Theodor und sprach: „Ich halte es für gut, daß Du Deinen Eltern meldest, wo Du bist und wohin Du gehst. Da ist Papier, nun schreibe!“

Theodor nahm Feder und Papier und begann zu schreiben; aber es war ihm so dick um das Herz, daß er sich erst tüchtig ausweinte. „Liebe Eltern, liebe Schwester,“ schrieb er, „ich weiß, welch' einen unver=

zeihlichen Verdruß ich euch durch meinen Leichtsinn gemacht habe, und ich bereue es tiefer, als ich euch sagen kann. Zu Hause konnte ich nicht bleiben, denn ich fürchtete mich allzusehr vor dem Vater; auch schämte ich mich, daß mich die Menschen sehen, darum bin ich in der Nacht, als ihr in der Christmette waret, aus dem Bette aufgestanden und nach der Stadt gelaufen. Mit dem Nachtzuge fuhr ich nach Antwerpen. Dort traf ich einen Schiffskapitän, der mich als Cajütenjungen annahm. Jetzt bin ich in London auf dem Dampfschiffe Cooper. Wir fahren nach der Westküste von Afrika, um mit den Wilden Handel zu treiben.

Ich werde auf der Reise Buße thun und nicht eher zurückkommen, bis ich ganz gebessert bin. Verzeiht mir meinen Fehltritt und seid fest versichert, daß ich nie wieder Etwas thun werde, was euch betrübt."

Der Kapitän übernahm die Sorge für die Bestellung des Briefes und suchte den weinenden Knaben zu trösten. Schon am folgenden Tage dampften sie aus den Docks und fuhren in das Meer. Von der langen Fahrt wollen wir nicht reden, denn sie unterschied sich in nichts von jeder andern Seefahrt; bald war schönes Wetter, bald gab es Stürme, im Allgemeinen aber war Kapitän Richard mit den Witterungsverhältnissen sehr zufrieden.

Das Schiff hielt sich nirgendwo auf, sondern setzte seinen Kurs fort, bis es Whydah, den Seehafen von Dahome erreichte. Etwa eine Stunde von der Küste entfernt, warf der Cooper Anker. Der Kapitän ließ alle seine Leute auf Deck kommen und hielt eine Ansprache an sie. „Meine Freunde," sprach er, „wenn wir an's Land gehen, werden wir uns mitten in einer Bevölkerung von Negern befinden. Diese Menschen sind diebisch und

betrügerisch und unterlassen es niemals, die Europäer zu übervortheilen, wo sie nur können. Seid deßhalb auf eurer Hut, laßt keinen Betrug durchgehen, aber hütet euch vor Beleidigungen, denn wir sind gegen die schwarze Bevölkerung in der Minderzahl. Unsere Aufgabe ist es, alle Waaren, welche wir mitgebracht haben, gegen Palmöl und Elfenbein umzutauschen, deßhalb müssen wir einen festen Platz haben, wo wir den Markt eröffnen können. Ein solcher findet sich nahe am Ufer, denn dort ist eine Faktorei, welche früher die Franzosen besessen haben, die aber jetzt verlassen und wahrscheinlich von Niemanden bewohnt ist. Wenn es uns gelingt, den Gouverneur zu bestimmen, daß er uns dieselbe überläßt, dann haben wir gewonnen Spiel, denn die Neger werden von allen Seiten kommen, um Handel mit uns zu treiben. Abwechselnd wird die eine Hälfte der Mannschaft an Bord bleiben, um das Schiff zu vertheidigen, die andere aber mit mir an's Land gehen, um den Handel zu betreiben; euch allen aber gebe ich, so lange unser Aufenthalt in Dahome dauert, doppelte Löhnung."

„Es lebe der Kapitän," rief die Mannschaft hocherfreut und warf ihre Hüte in die Höhe.

Von der Stadt Whydah aus war das große Schiff schon bemerkt worden, und es dauerte nicht lange, so stießen von der Küste eine Menge von Piroguen ab, um dem Kapitän ihre Dienste anzubieten.

„Wir müssen uns diese Leute zu Freunden halten," sagte Richard, „denn in dem wilden Wasser können wir mit unsern Booten nichts ausrichten, sondern müssen uns ganz auf ihre Geschicklichkeit verlassen; dennoch ist es nothwendig, sie von vornherein im Respekte zu halten. Nehme deßhalb Jeder einen Revolver und einen Säbel

zu sich. Ladet auch die Kanonen und feuert sie ab, wenn die Neger halbwegs sind."

Die Matrosen begaben sich in die Kajüte, wo die Waffen aufbewahrt wurden, kamen bald zurück und stellten sich am Geländer des Schiffes auf. Die Piroguen schossen mit der Schnelligkeit des Windes heran und hatten die Hälfte des Weges bald zurückgelegt. Da gab der Kapitän ein Zeichen und donnernd entluden sich die Kanonen.

„Nun wissen Sie, daß wir uns vertheidigen können," sagte er, „aber sie mögen die Schüsse als einen Gruß für Dahome aufnehmen."

Kurze Zeit nachher schoß die erste Pirogue heran. Es war ein langer, ausgehöhlter, überall gleich breiter Baumstamm, in welchem zehn kohlschwarze Neger kleine Ruder handhabten, mit denen sie, ohne dieselben aufzulegen, frei in's Wasser griffen.

Der Kapitän rief ihnen in der Sprache des Landes durch das Sprachrohr zu: „Nur der Häuptling der Schiffer darf an Bord kommen!"

Ein riesiger Neger erhob sich und gab ein Zeichen mit der Hand, welches bedeuten sollte, daß er damit einverstanden sei. Alle Piroguen erreichten wenige Augenblicke später das Schiff und blieben in der Nähe desselben halten. Kurkud aber, das Oberhaupt der Schiffer, stieg die Treppe herauf und fragte, womit er den Europäern dienen könne.

Theodor brachte ihm auf Befehl des Kapitäns ein Glas Branntwein. Mit behaglichem Schmunzeln setzte es Kurkud an die Lippen und trank es in kleinen Zügen aus, wobei er behaglich mit der Zunge schnalzte und sich mit der Hand über den fetten Bauch strich: „Wenn

Kurkud täglich das bekommt," sagte er, „dann wird er Alles thun."

„Du sollst noch mehr haben," antwortete der Kapitän. „Dieses Schiff ist voll schöner Sachen, die wir alle an die Eingebornen zu verkaufen gedenken. Dazu aber bedürfen wir der Erlaubniß, uns in der Factorei aufzuhalten. Mit Dir aber will ich einen Vertrag machen, daß Du alle Waaren vom Schiffe holst und die eingetauschten wieder dorthin bringst. Er bot ihm eine Löhnung, welche für Dahome außergewöhnlich groß war und fügte hinzu: „Du übernimmst zugleich die Verantwortung, daß wir nicht von andern Piroguen belästigt werden und uns mit den Feuerrohren wehren müssen."

Kurkud nickte mit dem Kopfe, trat an den Rand des Schiffes und verkündigte seinen Gefährten, daß der Kapitän sie, und nur sie allein, zu Schiffern angenommen habe. Die schwarzen Gesellen stimmten ein lautes Freudengeschrei an und gaben ihre Bereitwilligkeit zu treuem Dienste zu erkennen.

Der Kapitän ließ nun ein Dutzend wohlverpichte Fässer, die er dem Gouverneur zum Geschenke machen wollte, auf das Verdeck rollen. Nachdem sie verladen waren, bestiegen sie Alle die Piroguen; die Schwarzen tauchten ihre Ruder in die Fluth und stimmten einen eintönigen Gesang an, der aber bald von dem Brausen und Brüllen der Wogen übertönt wurde, denn die Fahrzeuge näherten sich der gefährlichen Barre, auf welcher ein europäisches Boot ohne Zweifel zu Grunde gehen würde.

Die Wellen schlugen oft dreißig Fuß hoch, und zuweilen gingen sie mit einer solchen Wucht über die Piro-

guen her, daß die kleinen, schwachen Fahrzeuge ganz davon bedeckt wurden. Die Europäer, welche niemals eine Barre passirt hatten, machten sich auf den Tod bereit, denn das Meer war wirklich so schrecklich, daß man nichts Anderes mehr hoffen konnte.

Jetzt kam ein Wogenschlag, der sowohl Menschen als Ladung von den Bänken wegfegte und in's Meer schleuderte.

„Nun ist es zu Ende," dachte Theodor, „und ich sehe niemals Vater und Mutter wieder; aber die Neger waren auf solche Vorkommnisse gefaßt und wußten sich bei denselben zu benehmen. Mit beiden Händen ergriffen sie einen Versinkenden und setzten ihn wieder auf die Bank der Pirogue. Als sie jetzt mit rasender Geschwindigkeit auf den Strand schossen, zeigte es sich, daß weder ein Mensch noch ein Faß verloren war.

Der Weg bis zur Stadt Whydah war noch eine halbe Stunde von der Küste entfernt. Die Neger gingen voran und rollten die Fässer vor sich her; die Europäer aber folgten, und die furchtbare Sonnenhitze trocknete in kurzer Zeit ihre Kleider.

Theodors Blicke waren mit großer Verwunderung auf die fremdartigen Bäume und Pflanzen gerichtet. Bisher hatte er dieselben nur in Büchern abgebildet gesehen und sich nur einen unvollkommenen Begriff von derselben machen können, aber jetzt, wo er sie in Wirklichkeit in der glühenden Sonne stehen sah, mußte er bekennen, daß seine Erwartungen bei Weitem übertroffen waren; besonders gefielen ihm die schlanken Palmen mit ihren ungeheuern Blattwedeln, an denen er sich kaum satt sehen konnte.

Jetzt hatten sie das französische Fort erreicht, aus

welchem die Bewohner vor mehreren Jahren von den Eingebornen verjagt worden waren. Gegen die Hütten der Stadt Whydah war es ein stattliches Gebäude, welches mit Mauern und Thürmen umgeben war und durch seine Festigkeit viel Vertrauen einflößte. Der Kapitän gebot, Halt zu machen, denn er wollte das Innere des Forts besichtigen. Es war ein längliches Viereck mit vier Bastionen und verschiedenen Thürmen, aber die Mauern waren verfallen und die eisernen Kanonen, welche früher auf den jetzt verfaulten Lavetten gelegen, waren in Gras und Blumen versunken.

„Das Fort läßt viel zu wünschen übrig," sprach der Kapitän, „aber es ist immerhin besser, als das offene Feld. Wir werden es so schnell als möglich ausbessern und nachher im Stande sein, uns zu wehren, wenn die Eingebornen feindliche Absichten gegen uns an den Tag legen sollten.

„Kurkud," sprach der Kapitän, „Du wirst Dich jetzt zum Gouverneur von Whydah begeben und ihm sagen, daß europäische Handelsleute gekommen sind, um ihm Geschenke zu bringen und zugleich die Erlaubniß auszubitten, in dem Fort ihren Wohnsitz aufzuschlagen."

„Nehmen wir die Fässer mit?" fragte Kurkud.

„Nein," gab Richard zur Antwort, „ich will sie selbst übergeben, aber bringe einen mit vier Ochsen bespannten Wagen mit."

Die Neger entfernten sich; sie mußten aber wohl unterwegs geplaudert haben, denn ehe sie zurückkehrten, sammelten sich eine Menge von Eingebornen, welche neugierig in der Ferne standen und die weißen Fremdlinge mit unverkennbarer Furcht betrachteten.

Der Kapitän ging zu ihnen, um ihnen Vertrauen

einzuflößen. „Ich werde Handel mit euch treiben," sagte er, „darum legt Alles, was ihr an Goldstaub, Palmöl und Elfenbein habt, bereit; doch kommt nicht eher, bis ich die Erlaubniß erhalten und meine Waaren ausgeschifft habe."

Kurkud kehrte mit seinen Leuten und einem vierspännigen Ochsenkarren zurück und brachte die Mittheilung, daß der Gouverneur dem Besuche der Europäer mit Vergnügen entgegensehe. Richard ließ den Ochsenwagen mit den Fässern beladen, hing einen bunten Mantel, an dem sich viel Schaumgold befand, um die Schultern, zog sein breites Schwert aus der Scheide und setzte sich hoch auf das vorderste Faß. Seine Matrosen mußten ebenfalls die Degen schultern und den Wagen zu beiden Seiten begleiten. Vor demselben aber gingen vier Spielleute, welche auf Hörnern bliesen. So zog er wie eine Art von Triumphator in die Stadt Whydah.

Neger und Mulatten, welche von der seltsamen Musik angezogen wurden, liefen von allen Seiten herbei und umdrängten den Zug, welcher an den kunstlosen, aus gestampftem Lehm erbauten Hütten vorüberging. Nach einiger Zeit erreichten sie das Haus des Gouverneurs, welches sich von den übrigen nur durch seine Größe unterschied. Das aus gedörrten Gräsern bestehende Dach verlängerte sich vorne über eine Reihe von Pfählen, welche eine Veranda bildeten. Hier erwartete der Gouverneur den Zug. Er war ein großer, glänzend schwarzer Neger, welcher nur mit einer Schürze bekleidet war.

Mit erstauntem Blicke beschaute er den herannahenden Zug, und als der Kapitän vom Wagen stieg und sich ihm näherte, empfing er ihn mit freundlichem Grinsen.

„Was hast Du mir mitgebracht?“ fragte er zuerst.

Richard ließ die Fässer öffnen und holte allerlei bunte Kleidungsstücke, Ringe, Spiegel, Schellen und dergleichen Dinge hervor, welche den Schwarzen mit der unbändigsten Freude erfüllten. Der Kapitän mußte ihm helfen, die bunten Kleider anzulegen. Als er damit fertig war und sich im Spiegel beschaut hatte, stolzirte er wie ein Pfau in der Veranda auf und ab. Plötzlich fragte er: „Was hast Du für meine Weiber?“

Auch dafür hatte der Rheder gesorgt. Es waren allerdings nur abgelegte Fetzen von Tänzerinnen, Schauspielerinnen und Kunstreiterinnen, aber sie machten bei diesem Wilden einen großen Effekt.

Voll Entzücken rief er aus: „Du kannst in der Faktorei wohnen und so lange Handel treiben, als es Dir beliebt. Auch dem Könige will ich sagen, daß Du da bist. Bereite schon Deine Geschenke, damit Du nicht zu warten brauchst, wenn ich Dir sagen lasse, daß Du ihn besuchen sollst.“

Der Kapitän kehrte unter der Begleitung einer großen Volksmenge zurück. Im Fort angekommen, gab er dem Kurkud den Auftrag, ihm einige Leute zu schicken, welche im Ausbessern der Mauern geschickt waren, denn er wollte sich vor jedem Ueberfalle sicher stellen.

Die Brücke, welche über den breiten Graben ging, wurde zuerst wieder hergestellt, dann ging es an Dach und Mauern. Die Matrosen aber begaben sich in den Wald und schlugen Bäume, um neue Lavetten für die Kanonen zu bauen.

Eine Woche ging darüber hin, ehe die Hauptarbeit gethan war. Was noch fehlte, konnte während des Handelsgeschäftes leicht nachgeholt werden. Nun aber

war es Zeit, die Waaren vom Schiffe kommen zu lassen. Kurkud fuhr deßhalb mit seinen Piroguen hin und holte so viel Fässer, als für eine Zeitlang nöthig waren. Die Neger kamen schon von allen Richtungen mit ihren Waaren herbei; es dauerte ihnen viel zu lange, bis sie ihre Produkte verkaufen konnten.

VI.

Der Hof des Fort hatte sich rasch zu einem Markte umgewandelt. Von den Matrosen waren ringsumher Tische eingerichtet worden, die allerdings nur aus rohen Brettern bestanden, welche über die geleerten Fässer gelegt waren, aber weil sie mit rothem Papier bedeckt waren, so sahen sie dennoch nach etwas aus; die ausgelegten Waaren aber gaben ihnen einen recht bunten Anstrich, so daß der Hof mit den übergespannten Tüchern gegen die Sonnenglut einem Bazar glich.

Die Neger und Mulatten warteten schon in großen Schaaren vor dem Thore, aber der Kapitän hatte aus Vorsicht die Einrichtung getroffen, daß ihrer gleichzeitig nur so viele eingelassen wurden, als Matrosen da waren, welche das Tauschgeschäft mit ihnen vornehmen konnten, denn es mußte ihnen scharf auf die Finger gesehen werden, damit sie mit ihrer unbegreiflichen Geschwindigkeit und Geschicklichkeit nicht mehr Dinge verschwinden ließen, als ihnen zukamen.

Es herrschte ein außerordentlich reger Verkehr auf dem inprovisirten Markte. Die Schwarzen brachten

Elephantenzähne von seltener Größe, Palmöl in zugebundenen Thierhäuten und Goldstaub in Lederbeuteln.

Der Kapitän hatte den Handel organisirt, indem er jedes Stück seiner Waaren mit einem Preise hatte bezeichnen lassen. Jeder Eingeborne mußte ihm seine Waaren vorlegen; er machte einen Ueberschlag über den Werth und gab dem Neger einen Zettel, auf dem er verzeichnete, für welche Summe er sich Waaren aussuchen konnte. Mit diesem Zettel begab er sich zu einem der Matrosen und konnte nach Belieben seine Wahl treffen, bis die Summe voll war. Jetzt gaben sich die Neger an ein Feilschen, welches dem schacherichsten deutschen Händler zum Muster hätte dienen können, aber nur selten gelang es einem, noch etwas mehr herauszuschlagen. Wie sie auch lärmen und schreien mochten, die Matrosen waren unerbittlich, und nur selten gelang es einem halsstarrigen Neger oder Mulatten, noch ein paar Perlen oder ein buntes kattunenes Taschentuch hinzuzubekommen.

Unter diesen Umständen war das Geschäft ein außerordentlich gewinnreiches. Schon um die Mittagsstunde waren alle Tonnen und Tische leer, und die Matrosen konnten sich damit beschäftigen, die eingetauschten Waaren in die leeren Fässer zu verpacken und die letztern so fest zu verpichen, daß sie vom Wasser keinen Schaden litten.

Jetzt mußte Kurkud mit seinen Schiffen kommen, um die Tauschwaaren an Bord des Cooper zu bringen und neue Fässer zu holen. Der Vorsicht halber wurden sie von einer Anzahl Matrosen bis an die Küste begleitet und dort wieder in Empfang genommen.

Das einträgliche Tauschgeschäft ging nun jeden Tag seinen Gang und wurde stets besser, denn die Neger kamen auch aus weitern Entfernungen; die meisten

brachten Goldkörner und prächtige Elephantenzähne. Es mußte aber sehr genau aufgepaßt werden, damit die Diebsfinger der Neger nicht Manches mitgehen hießen, was ihnen nicht zukam.

Eines Tages ließ sich der Gouverneur auf den Schultern seiner Schwarzen in das Fort tragen; er brachte dem Kapitän die Nachricht, daß der König seinen Besuch und seine Geschenke erwarte. Morgen mit Anbruch des Tages sollte er aufbrechen, aber zuerst im Tempel der Schlangen erscheinen, denn dort werde er einen Wegweiser des Königs Ghezo finden. Richard hatte die Geschenke für den König schon lange wohlverpackt in der Faktorei liegen, und er hatte eine sorgfältige Auswahl getroffen.

Da er beim Könige in größerem Glanze erscheinen mußte, als beim Gouverneur, so wählte er eine prunkvolle Kleidung, welche nach unsern Begriffen allerdings eher einem Harlekinskostüm ähnlich sah, bei den Wilden aber wegen der grellen Farben imponiren mußte.

Der Aufzug seiner Leute sollte ebenfalls recht imposant ausfallen, deßhalb befahl er, daß jeder sich mit einem flammend rothen Hemde schmückte und einen Dreimaster mit Verzierungen von Klappergold aufsetzte. Auch mußten sie sich stark bewaffnen, damit sie einem etwaigen Anfalle die Stirne bieten konnten.

Bis zum Tempel der Schlangen, welcher nicht weit vom Fort lag, ging der Kapitän zu Fuß, ließ aber den Befehl zurück, daß ihm der mit acht Ochsen bespannte und mit den Fässern für den König beladene Wagen dorthin nachkommen sollte.

Der Tempel lag nahe am Meere unter einer Gruppe von prächtigen Palmen und andern Bäumen. Es war

ein kreisrunder Bau von aufrechtstehenden Balken, zwischen denen sich Mauern von gestampftem Lehm befanden. Das Dach von getrocknetem Grase glich einem aufgestülptem Zuckerhute. Das ganze Gebäude war so einfach und entbehrte so sehr aller Kunst, daß es nur in diesem Lande der Wilden den Namen Tempel verdiente.

Nicht weit vom Schlangentempel lagen die Wohnungen der Priester, welche vom Volke die Opfergaben für die furchtbaren Götter entgegennahmen. Schon vor dem Eintritte in das Gebäude hatten sie einen sehr sonderbaren Anblick: Eine große Schlange von der Dicke eines tüchtigen Armes hatte einen Spaziergang außerhalb des Tempels gemacht. Ein Neger, welcher des Weges kam, warf sich vor ihr auf den Boden, bezeugte ihr seine tiefste Ehrfurcht, streichelte sie über den schillernden Rücken, hob sie auf und trug sie in den Tempel.

Für die Europäer war dieser Anblick außerordentlich beängstigend, aber Kurkud, welcher hinzutrat, belehrte sie, daß die Tempelschlangen nicht giftig seien. Da sie aber fortwährend die lange Zunge mit großer Geschwindigkeit vor und zurückschob, so konnte ein Fremder schon Angst bekommen.

Sie traten jetzt durch die schmale Thüre in den Tempel. Hier wurde der Kapitän vom Wegführer des Königs erwartet. Es war ein riesiger Neger, dessen Anblick durch seine Ungestalt erschreckte.

Dreißig andere Neger standen umher; sie bildeten das Geleite des Abgesandten; auch der Gouverneur von Whydah war erschienen. Der Wegweiser des Königs wandte sich an den Kapitän und sprach: „Alles Gute kommt von den Göttern; deßhalb habe ich Dich im Tempel der Schlangen empfangen wollen. Empfiehl

Dich in ihren Schutz und sei versichert, daß sie Dir überall beistehen werden."

Die sämmtlichen Neger warfen sich jetzt auf den Boden nieder und bezeugten den Schlangen ihre Ehrfurcht. Theodor zog sich in den Eingang der Thüre zurück, um jeden Augenblick die Flucht ergreifen zu können, aber der Kapitän raunte ihm zu: „Zeige keine Furcht, denn die Neger nehmen es im höchsten Grade übel; auch sind die Schlangen nicht im mindesten gefährlich; Du kannst sie angreifen, ohne daß sie Dir etwas zu Leide thun.

Erst nach und nach bemerkte Theodor die große Anzahl der ekelhaften Geschöpfe, die hier als Götter verehrt wurden. Viele lagen zusammengeringelt am Boden, andere krochen träge umher oder schlängelten sich um die Leiber der Neger. Diese schienen in solchen Berührungen eine heilige Freude zu finden, während Theodor kaum im Stande war, sein Zittern zu verbergen. Als er einen Blick in die Höhe warf, gewahrte er, daß die ekelhaften Geschöpfe die hölzernen Pfosten umwanden. Zu Hunderten aber saßen sie im Grase des Daches. Viele hatten sich mit den Schwänzen um die Dachsparren gewunden und schaukelten mit dem übrigen Leibe in der Luft, wobei sie unaufhörlich züngelten.

Jetzt traten zwei Priester ein, welche in verdeckten Körben Vögel und Reptilien trugen. Die Schlangen kannten die Priester; kaum wurden sie ihrer ansichtig, so schossen sie von allen Enden herbei und umlagerten in dicken Knäueln die Körbe. Als die Priester dieselben aufdeckten, reckten sie die Köpfe empor und zischten nach den davonfliegenden Vögeln. Einige wurden gehascht und heruntergewürgt, die andern flüchteten sich

zum Dache, wo ihnen der Garaus gemacht wurde. Die meisten der Götter blieben bei den Körben liegen und warteten auf die Reptilien, welche langsam hervorkrochen und in den Rachen der Schlangen verschwanden.

Als sie alle verzehrt waren, begann die Jagd auf die noch übrig gebliebenen Vögel, und es dauerte nicht lange, so war der letzte seinem Schicksale verfallen.

Als der schreckliche Gottesdienst vorüber war, begaben sie sich alle vor den Tempel, wo der Ochsenwagen mit den Fässern schon bereit stand. Da er mit acht Ochsen bespannt war, so erregte er die Verwunderung des Abgesandten, denn in diesem Lande giebt es nur wenig Ochsen und gar keine Pferde.

Der riesige Neger überreichte ihm den Stab des Königs, der ihm erlaubte, im Lande zu reisen und des Schutzes aller Behörden sicher zu sein. „Mein Herr,“ sprach er, „ich habe für Dich und Deine Leute Träger und Hängematten mitgebracht.“

„Meine Leute können sich tragen lassen,“ sprach der Kapitän, „ich aber ziehe es vor, auf dem Wagen zu sitzen, denn ich muß die Geschenke für den König unter meinen Augen behalten.“

Die Matrosen legten sich in die Hängematten, welche an langen Bambusstäben aufgerichtet und von vier Negern getragen wurden. Der Zug setzte sich nun in Bewegung und ging anfangs durch Felder, welche mit Mais, Maniok, Ignamen und Baumwolle bepflanzt waren. Nach und nach kamen einzelne Oelpalmen zum Vorscheine, die aber um so häufiger wurden, je näher sie dem Dorfe Xavi kamen.

Hier ließ der Abgesandte vor dem Tempel der Fetischpriesterinnen Halt machen. Er war gestaltet, wie

der Schlangentempel zu Whydah, hatte aber noch einen besondern Bau, in welchem die sonderbarsten Menschen- und Thiergestalten, besonders Affen, Krokodile und Menschen mit fledermausartigen Köpfen zur Anbetung aufgestellt waren. Die Priesterinnen traten bei ihrem Erscheinen auf den weiten Platz vor dem Tempel, welcher von mächtigen Bananen, prachtvollen Palmen, riesigen Cactenen und hohen, sonderbar gestalteten Bäumen eingehegt war.

Um die Fremden zu zerstreuen, führten sie einen Tanz auf, der an Wildheit und Kunst der Körperverrenkung nichts zu wünschen übrig ließ. Sie waren über und über mit Perlen- und Korallenschnüren behängt und trugen um die Hüften einen seidenen Schurz. Der Tanz schloß mit einem so ohrenzerreißenden Kreischen und Heulen, daß Theodor erschreckt zusammenfuhr und glaubte, sie würden nun mit Messern auf sie einstürmen; aber er kam mit dem Schrecken davon, denn die Priesterinnen verschwanden im Tempel und kamen nicht mehr zum Vorscheine.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und gelangte unter schrecklicher Hitze nach Tauli. Die Träger und die Thiere waren so müde, daß sie nicht weiter konnten; es wurde deßhalb in bereit gehaltenen Hütten Nachtruhe gehalten. Am folgenden Morgen führte der Weg durch dichte Palmenwaldungen nach der Stadt Allada, wo sie von dem Vorsteher im Namen des Königs mit einer wilden Musik von Tantams, Rohrflöten und Zithern empfangen wurden. Männer und Weiber führten allerlei Kriegstänze auf und suchten ihnen den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die Bäume waren hier so dicht mit großen Fledermäusen behangen,

daß man kein Blatt sah. Als der Kapitän einen Schuß unter dieselben abfeuerte, flogen sie in so dichten Schwärmen davon, daß sie breite schwarze Wolken bildeten.

In dem Dorfe Toffoa angekommen, wurden sie in einem Tempel einquartirt, der so voll von schrecklichen Göttergestalten war, daß man sie kaum ohne Zittern anschauen konnte. Zu Canna erschienen Abgesandte des Königs, die sie bewillkommnen und bis zur Residenz führen sollten. Hier wurden ihnen nach der Art der Wilden große Festlichkeiten gegeben.

Hierauf zogen sie weiter nach Abomeh, der Hauptstadt von Dahome, einer Stadt von dreißigtausend Einwohner, die mit tiefen Gräben umzogen ist.

Vor den Thoren ließ Kapitän Richard Halt machen, denn er wollte seinen Einzug so prächtig als möglich machen, damit der wilde Negerkönig Respekt vor ihm bekomme und ihn nicht obenhin behandle.

Die Matrosen mußten die Hängematte verlassen und sich in Reih und Glied ordnen. Mit ihren feuerrothen Jacken und verzierten Hüten machten sie Figuren, welche den Eingebornen gut gefallen mußten, besonders, als sie ihre Schwerter aus den Scheiden zogen und aufrecht gegen die Schulter hielten. Noch imposanter war der Kapitän, wenigstens hatte er von grellen Farben Alles zusammengesucht, was er auftreiben konnte.

Zu den Instrumenten, welche er schon bei dem Gouverneur hatte brauchen lassen, gesellten sich jetzt noch dicke Trommel, Triangel und Piccolo.

Jetzt marschirten die Musikanten voran und der übrige Zug folgte. Rauschend ging es weiter über die Brücke in die Stadt, und von dort zum Palaste des Königs Ghezo.

Die schwarzen Einwohner von Abomeh strömten bei den Klängen der wunderbaren Musik von allen Seiten zusammen und starrten die Europäer wie Wunderthiere an.

Des Königs Palast bestand aus einer großen Anzahl von Hütten, die mit Stroh gedeckt waren und deren Wände aus gestampftem Lehm bestanden. Kaum unterschieden sie sich von den Hütten der Unterthanen, aber alle diese Hütten waren mit einer Mauer umzogen.

Beim Heranrücken der Europäer öffnete sich das Thor, und sie durften hineinziehen. Auf einem viereckigen, mit schönen Palmen eingefaßten Platze saß der König Ghezo auf einem Stuhle, der einen Thron vorstellen sollte. Der Kapitän fuhr mit seinem Ochsenwagen auf ihn zu und ließ die Musik einen so lauten Lärm machen, als sie mit ihren Instrumenten hervorbringen konnten. Plötzlich aber gingen sie in eine sanftere Weise über, und die Matrosen fielen mit ihren Stimmen ein, so daß ein mächtiger Chor durch den Hof erscholl.

Das war den Negern so neu, daß ihre Verwunderung keine Grenzen hatte. Auch die Weiber strömten aus den verschiedenen Hütten und lauschten mit angehaltenem Athem. Nachher machten sie noch einige kunstvolle Exercitien, die nicht wenige Bewunderung erregten; dann aber stieg der Kapitän von seinem Wagen, verneigte sich tief vor dem Könige Ghezo und erbat sich die Erlaubniß, ihm die mitgebrachten Geschenke vorlegen zu dürfen.

„Thue das," sprach der König, „denn vor allen Fürsten der Erde verdient der König von Dahome es am ersten, die Geschenke der Nationen entgegenzunehmen."

Der Kapitän ließ das erste Faß öffnen. Es ent=

hielt einen Anzug, wie ihn die Ritter im Mittelalter trugen, wenn sie sich auf ihren Burgen einen Besuch machten. Da er mit dem Anziehen nicht umzugehen wußte, so halfen ihm Theodor und der Kapitän. Zum Schlusse setzten sie ihm eine Krone von Goldblech auf das Haupt und umgürteten ihn mit einem Degen. Theodor überreichte ihm auf einen Wink des Kapitäns einen Spiegel, in welchem er sich besah und vor Freude einen Luftsprung machte. Jetzt wurde ihm noch ein langer Mantel gereicht, auf welchem allerlei Fratzen abgebildet waren. Der Kapitän hing ihm denselben um die Schultern und bedeutete ihm, daß er denselben bei feierlichen Gelegenheiten tragen solle.

Der Schmuck des Königs ließ seinen Weibern, die Alles mit angesehen hatten, keine Ruhe; mit lautem Geschrei stürzten sie aus den Hütten hervor und verlangten, ebenfalls beschenkt zu werden.

„Bedenke sie Alle," sprach Ghezo, „aber gieb Ranka das Beste, denn sie ist die Königin."

Der Kapitän ließ ein zweites Faß öffnen und entnahm demselben einen bunten Flitterstaat für Ranka, setzte auch eine vergoldete Blechkrone auf ihr Haupt. Sie geberdete sich noch toller, als der König, und tanzte in wilden Sprüngen auf dem Platze umher. Die übrigen Frauen, welche noch nichts bekommen hatten, bestürmten den Kapitän um Geschenke. Er theilte den Inhalt der sämmtlichen Fässer in zwei Haufen; den einen übergab er dem Könige, den andern der Königin und sprach: „Schaltet damit nach Belieben."

Ranka sprang mitten in den Haufen ihrer Geschenke hinein und rief: „Das gehört mir! Taste es Niemand

an! Aber ich kenne den Gebrauch nicht, darum muß einer von den weißen Sklaven bei mir bleiben, daß er mich lehre, wie ich mit den Dingen umgehe. Den Kleinen dort will ich haben," setzte sie hinzu, indem sie mit den Händen auf Theodor zeigte.

Theodor schrack bei dieser Zumuthung zusammen und bat den Kapitän, ihn diesen Wilden nicht preiszugeben.

„Große Königin," sprach der Kapitän, „dieser junge Mann ist kein Sklave, sondern ein freier Mann, den ich nicht verschenken kann."

„Das verstehe ich nicht," antwortete die Königin; „ich denke, außer Ghezo sind alle Menschen Sklaven. Jedenfalls will ich ihn bei mir behalten, bis Dein Schiff das Land verläßt. Willst Du darauf nicht eingehen, so wird Ghezo ihn köpfen lassen."

„So ist es," sprach der König; „lasse den Knaben hier, bis Du die Heimfahrt antrittst. Ich gebe Dir mein Wort, daß ihm kein Haar gekrümmt werden soll. Widerstehst Du aber meinem Befehle, so soll sein Haupt fallen."

Theodor zitterte wie Espenlaub, aber der Kapitän machte ihm begreiflich, daß das Leben der ganzen Mannschaft von seiner Willfährigkeit abhänge, und so mußte er sich endlich ergeben. König Ghezo aber rief seinem höchsten Würdenträger zu: „Sorget, daß mein ganzes Land mit der Ankunft des Schiffes bekannt wird. Ich wünsche, daß meine Unterthanen mit den Europäern Handel treiben."

Ohne weitere Ceremonien ließ er seine Schätze in die Hütten bringen, nickte dem Kapitän einen Abschied zu und verschwand. Die Königin aber nahm den Theodor

an die Hand und zog ihn mit sich in ihre Wohnung, während der Kapitän mit seinen Leuten davonzog.

Wie dem armen Theodor das Herz klopfte, kann sich Jeder denken, welcher im Stande ist, sich seine Lage vorzustellen. Zu seinem Schrecken sah er an den verschiedensten Stellen Menschenköpfe aufgehängt, von denen einige erst gestern vom Rumpfe abgetrennt zu sein schienen, denn das Blut war noch frisch; aber es blieb ihm nicht viel Zeit zu Betrachtungen, denn der König trat ein und sprach zu ihm: „Ich will die Würdenträger meines Reiches versammeln und mich ihnen in meinem Glanze zeigen, damit ihr Gehorsam und ihre Ehrfurcht größer werden. Zeige deßhalb meinen Frauen den Gebrauch der Dinge, damit auch sie meinen Ruhm erhöhen."

Diese Anrede wurde theils in französischer, theils in englischer, theils in der Landessprache gehalten; Theodor mußte das meiste errathen, aber er verstand es doch leidlich. Was er nicht begriffen hatte, das machten ihm die Weiber klar, und er begann sofort seine Arbeit.

Der Tag, welcher für den Empfang festgesetzt war, nahte heran, und in den Palasthütten war großes Hin- und Herlaufen, denn Alle wollten auf das schönste geschmückt sein. Endlich brach der heißersehnte Morgen an. Alle Thore der Stadt Abomeh wurden geöffnet, und von allen Seiten zogen die Unterthanen heran. Unter den schönen Bäumen des Tempelplatzes waren eine Menge von roh gezimmerten Sesseln aufgestellt, auf denen die Würdenträger Platz nehmen mußten, um die Gesundheit des Königs zu trinken. Aus dem Thore des Palastes kamen jetzt mehrere Generäle des Königs, wovon jeder ein bewaffnetes Gefolge von einigen hundert Mann bei sich hatte. Vor den Würdenträgern machten

sie Halt und führten sonderbare Tänze auf; dann wurden sie nach dem Palaste geführt und von den beiden Kanonen, die vor dem Eingange standen, mit einigen Schüssen empfangen.

Das Volk, welches in großen Schaaren herbeiströmte, erhob ein ohrenbetäubendes Geschrei, wurde aber am Thore abgewiesen. König Ghezo saß auf einem Throne, dem man ihm unter den Palmbäumen des großen Platzes errichtet hatte. Mit den Geschenken des Kapitäns Richard geschmückt, warf er einen triumphirenden Blick auf die Ankommenden und sprach: „Seht mich in meiner Herrlichkeit!“

Um ihn herum knieten in malerischen Gruppen seine, in den europäischen Plunderstaat gekleideten Frauen und eine Gruppe von bewaffneten Weibern, seine Amazonengarde. Die Würdenträger und alle Sklaven warfen sich tief in den Staub. Die sechshundert Kriegerinnen seiner Amazonengarde aber kauerten nur am Boden und hatten die Flinten zwischen ihren Schenkeln stehen.

Hinter diesen standen aufrecht eine große Menge von Elephantenjägerinnen. Hinter dem Sessel des Königs aber stand in ihrem großen Glanze die Königin Ranka; der Gedanke, daß sie die erste Frau des Reiches war, schien sie sehr zu befriedigen; neben ihr stand in kriegerischer Zier die schwarze Generalin der Amazonen. Vor dem Throne aber lagen die Kinder des Königs auf den Knieen.

Der Monarch gab jetzt den Würdenträgern den Befehl, sich zu erheben und auf den bereitstehenden, mit Todtenköpfen gezierten Sesseln Platz zu nehmen. Der Tag verging mit Schmausen, Trinken und Tanzen. Für den folgenden Morgen aber war ein großes

Fest angekündigt, bei dem alle Würdenträger erscheinen sollten.

Mit Anbruch des Morgens wurde das Thor geöffnet, und es zogen sechstausend Krieger ein, die alle mit Gewehren bewaffnet waren.

An der Mauer des Palastes war ein großes Gerüst aufgeschlagen, welches mit riesigen Schirmen die Strahlen der Sonne abhielt. Hier hatten der König und seine Frauen Platz genommen; auch die Würdenträger mußten sich hier niederlassen. Das Fest begann mit einer großen Musik, die von dreißig Mann auf allerlei sonderbaren Instrumenten gemacht wurde. Einige bliesen auf Elephantenzähnen, andere klopften auf Rehfelle, die über einem hohlen Klotz gespannt waren, andere schlugen mit eisernen Stäben gegen Kuhglocken, während wieder andere auf Bambusflöten bliesen. Die Musik ließ an Disharmonie und Schrecklichkeit nichts zu wünschen übrig.

Als sie schwieg, zog die ganze Armee am Throne des Königs vorüber und führte mit einem heftigen Gewehrfeuer, Sturmlaufen und Einzelnkämpfen einen Scheinkrieg auf, der mit einem furchtbaren Geheul endigte. Auch die Amazonen führten ein Gefecht aus, und sie benahmen sich gewandter und kriegerischer, als die Männer.

Als die Uebungen beendigt waren, wurden Speisen und große Fässer mit Branntwein herbeigebracht und an die Anwesenden vertheilt. Das Fest aber war noch nicht beendigt, es sollte noch ein schrecklicher und grausenerregender Theil folgen, denn in diesem Lande ist kein Fest ohne Menschenopfer denkbar.

Vor dem Könige stand ein großes Kupferbecken, welches zum Auffangen des Blutes bestimmt war; auf

ein Zeichen seines Fingers wurde eine Hyäne herbeigeführt; sie war so fest gebunden, daß sie sich nicht regen konnte. Nachdem sie bei dem Kupferbecken angekommen war, schlug ihr ein Minister mit einem breiten Schwerte das Haupt ab, so daß das Blut in das Becken strömte.

Das war nur der Anfang, denn die Würdenträger sollten durch viel Menschenblut geehrt werden. Die Opfer, welche dem Beile fallen sollten, waren Gefangene, die man im letzten Kriege gemacht hatte. Mit Stricken gebunden wurden die unglücklichen Männer und Frauen vor den Thron des Königs geführt. Er verurtheilte sie alle zum Tode. Sie wurden nun um das große Kupferbecken gestellt, wo sie sich niederknieen und Diejenigen, welche dem Becken zunächst waren, den Kopf darüber beugen mußten. Der Minister, welcher auch das Scharfrichteramt vertrat, holte mit seinem breiten Schwerte aus und schlug einem nach dem andern den Kopf ab, welcher in das Becken rollte und von dem nachströmenden Blute übergossen wurde. Sklaven schleppten die blutigen Leiber auf einen Haufen und zogen Andere an das Becken, bis sie Alle enthauptet waren.

Theodor hatte dem furchtbaren Schauspiele im Anfange beigewohnt, aber er hielt den Anblick nicht lange aus, sondern floh in die ihm angewiesene Hütte, wo er sich zitternd auf einen Pfühl warf.

Es ist in der That kaum zu begreifen, daß ein Volk, welches an und für sich gut und wohlwollend ist, solche Massenhinrichtungen anschauen kann, ohne eine Miene zu verziehen.

Während draußen die blutigen Festlichkeiten ihren Fortgang nahmen, kamen zwei Söhnchen des Kronprinzen

in seine Hütte, um mit ihm zu spielen. Da er ihre Sprache nicht verstand, so wußte er nichts mit ihnen anzufangen. Endlich kam ihm ein guter Gedanke. In der Hütte lagen einige Knollengewächse umher. Er nahm sein Taschenmesser, schnitt an denselben herum und brachte einen Mann zu Stande, der vor dem Könige auf den Knieen lag. Das erregte bei den Kindern so große Freude, daß sie mit dem Bildnisse sogleich zu ihrem Großvater liefen und ihm erzählten, daß der weiße Sklave es gemacht habe.

Ghezo fand das so wunderbar, daß er sogleich dem Blutvergießen ein Ende machte, die Würdenträger nach Hause schickte und mit Ranka in die Hütte zu laufen kam.

Theodor mußte in seiner Gegenwart noch allerlei Figuren schneiden. Der König sprang vor Freuden hin und her und befahl ihm, seine Enkel in die Kunst einzuweihen.

„O, ich kann sie noch viele andere Dinge lehren," sagte Theodor; „lasse sie nur oft zu mir kommen, so sollst Du Deine Freude an ihnen haben."

Merkwürdiger Weise hatten diese schwarzen Negerkinder ein solches Vertrauen zu ihm gefaßt, daß sie stets bei ihm sein wollten. Er lehrte sie Figuren schneiden, allerlei Gestalten aus Thon kneten, und schließlich kam er sogar auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, dem jungen Prinzen von Dahome das Lesen und Schreiben beizubringen, überhaupt ihnen eine gewisse Bildung zu geben.

Er vertraute seinen Plan einem Mulatten an, welcher englisch sprach. Dieser machte dem Kronprinzen Mittheilung davon. Er konnte sich nicht viel darunter denken, kam aber mit dem Mulatten in Theodors Hütte

und ließ sich die Sache erklären, wobei der Mulatte den Dolmetscher machte.

Der Kronprinz machte große Augen, als Theodor ihm erzählte, wie es in Europa zuging. Auch der König Ghezo und die Königin Ranka wollten Alles hören und fanden sich alle Tage ein paar Stunden in der Hütte ein. Da Theodor von schnellem Begriffe war, so lernte er in wenigen Wochen die Sprache des Landes soviel, daß er des Dolmetschers nicht mehr bedurfte.

Die Königin Ranka, welche solche Wunderdinge, wie Theodor sie erzählte, niemals für möglich gehalten hatte, nahm ihn eines Tages mit sich in ihre Hütte und sprach: „Ich kann mir keine Vorstellung von einer europäischen Königin machen. Zeichne mir eine solche auf.“

„Hast Du Farben?“ fragte er.

Sie holte alle Farben, womit sie ihren Körper zu schmücken pflegte, herbei. Theodor nahm sein Taschenbuch hervor, zeichnete eine Frauengestalt, welche nach der neuesten Mode gekleidet war und bemalte sie so bunt, als es mit den Farben ging.

Sie jauchzte wie ein Kind, klatschte in die Hände und rief: „Ich lasse Dich nicht eher nach Hause ziehen, bis ich einen solchen Anzug habe. Sorge dafür.“

„Es ist keiner auf dem Schiffe,“ antwortete er.

„Ich will ihn haben, und Du mußt sorgen, daß er kommt. Wenn Du mir aber nicht gehorchen willst, dann lasse ich Dir das Haupt abschlagen.“

Bald darauf schien sie die Drohung zu bereuen, denn sie ergriff seine Hand und zog ihn in ein Gemach, wo eine große Kiste stand. Den Deckel aufhebend sprach sie: „Da liegen Goldkörner und Diamanten. Sie gehören Dir, wenn Du mir die Kleidung einer europäischen Königin verschaffst.“

Da er noch zögerte, so drohte sie wieder mit dem Tode. Theodor zitterte wie Espenlaub, aber sie nahm nicht die mindeste Rücksicht, sondern bestand auf ihrem Willen.

„Ich werde es möglich zu machen suchen, daß Du das Kleid bekommst," sagte er, „aber es geht eine lange Zeit hin, bis ein Schiff nach Europa fahren und wieder zurückkehren kann, und so lange möchte ich nicht hier bleiben."

„Du sollst und mußt bleiben. Wenn Du einmal fort bist, dann denkst Du nicht mehr an mich."

Als Ghezo hörte, was vorgefallen, sandte er sogleich Boten nach Whydah und ließ dem Kapitän sagen, daß er ihm alles Elfenbein des Landes verspreche, wenn er nach stattgehabtem Ausverkaufe heimreise und mit einem neuen Schiffe komme, aber er müsse für Ranka einen königlichen Schmuck mitbringen.

VII.

Als Kapitän Richard den Befehl des Königs vernahm, war er hoch erfreut, denn der Handel war so außerordentlich ergiebig, daß eine zweite Fahrt ihn zum reichen Manne machte.

Auch Theodor hatte einen Brief an ihn geschrieben, worin er ihm sein Leid klagte und inständigst bat, ihn durch Mitbringung des Kleides aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Zugleich forderte er Bücher, Papier, Pinsel, Farben, Mal- und Zeichengeräthschaften.

Der Kapitän übersandte Alles, was Theodor wünschte, und ließ dem Könige sagen, daß Ranka eine Garderobe haben solle, wie noch keine im Lande Dahome gesehen worden sei.

Der Kronprinz fand großen Gefallen an Theodor und ernannte ihn zum Gouverneur seiner Prinzen. Sie waren an ein ungebundenes Leben und freies Umherschweifen gewöhnt; deßhalb machte Theodor häufig Ausflüge mit ihnen, wobei sie von einem Schwarm Amazonen begleitet wurden, damit sie vor Räubern und wilden Thieren sicher waren.

Oft erstaunte Theodor über die unvergleichliche

Tapferkeit und Unerschrockenheit dieser Jungfrauen, welche sich weder vor der schleichenden Hyäne, noch vor dem brüllenden Löwen oder dem ungeschlachten Elephanten fürchteten, sondern diese Bestien angriffen, wo sie dieselben fanden. Man konnte sicher sein, daß sie stets den Sieg davontrugen und zwar mit einer Sicherheit, die selbst bei Männern erstaunlich genug gewesen wäre. Wie oft kamen sie mit erlegten Tigern und Hyänen nach Hause!

Auch die Elephantenjägerinnen waren überaus tüchtige Kriegerinnen. Wenn der König einen Krieg mit andern wilden Stämmen hatte, dann konnte er sich auf die Weiber besser verlassen, als auf die Männer. Es kam gar nicht selten vor, daß er seine Heerführer wegen Feigheit vor dem Feinde köpfen ließ, während er die Amazonen und Elephantenjägerinnen öffentlich auszeichnen konnte.

Sie unterrichteten auch den weißen Jüngling im Zielen und brachten es bald dahin, daß er einen Löwen im Sprunge erlegen konnte.

Die Stunden, welche er mit den Prinzen im Palaste des Königs zubrachte, beschäftigte er sich damit, sie im Zeichnen, im Nachmalen der Buchstaben und in der deutschen Sprache zu unterrichten, und er brachte ihnen in kurzer Zeit alle diese Künste, an denen sie einen großen Gefallen hatten, bis zu einer ziemlichen Fertigkeit bei.

Nach zwei Monaten erschien der Kapitän Richard in der Stadt Abomeh, um Abschied vom Könige zu nehmen. Er hatte alle seine Waaren verkauft und das Schiff mit Elfenbein, Palmöl, Goldkörnern und Straußenfedern beladen.

„Der Gewinn ist enorm,“ flüsterte er Theodor zu; „auf Deinen Theil fällt so viel, daß Du es niemals

bereuen wirst, mich in der Restauration zu Antwerpen gefunden zu haben."

„O," antwortete Theodor, „mich verlangt mehr nach der Freiheit, als nach Geld und Gut. Zwar sind alle diese Wilden zuvorkommend und liebenswürdig gegen mich, aber ich kann nicht vergessen, daß ich mich unter Wilden befinde, die mit Menschenköpfen würfeln. Ich flehe Sie um Gotteswillen an, Herr Kapitän, sorgen Sie, daß Sie bald zurückkommen und die Garderobe mitbringen, sonst bin ich ein Kind des Todes."

„Fürchte Dich nicht," gab der Kapitän zur Antwort; „es liegt in Mister Wilkens Vortheile, mich sobald als möglich zurückzusenden. Ich selbst werde ihn außerdem treiben, weil es ja auch für mich ein überaus gutes Geschäft ist, mit diesen Wilden Handel zu treiben. Die Königin Ranka soll eine Garderobe haben, über welche sie selbst erstaunen wird. Hier hast Du meine Hand, daß wir keinen Augenblick länger ausbleiben werden, als das Aus- und Einladen eines Schiffes erfordert."

König Ghezo wollte den Abreisenden zu Ehren zweihundert Neger tödten lassen; aber der Kapitän verbat sich diese Ehre so entschieden, daß von dem Feste Abstand genommen wurde. Der König aber gab ihm ein Ehrengeleite, welches ihn an Bord des Cooper begleiten mußte.

Jetzt trat für Theodor eine traurige Zeit ein, denn es war kein Europäer mehr im Lande; er war allein unter den Wilden, und da er fürchtete, daß sie einmal nach seinem Blute lüstern werden könnten, so lebte er lange Zeit in beständiger Angst. Der kleine Kalender, welcher sich in seinem Notizbuche befand, bekam täglich einen rothen Strich, beim Anbruche des Morgens löschte er einen Tag aus.

Als er nicht mehr weit von Weihnachten war, fielen ihm all' die fröhlichen Feste ein, die er in dem einsamen Forsthause mitgefeiert hatte, und er dachte darüber nach, ob er nicht auch im fernen Afrika einen Baum anzünden könne.

Die Königin Ranka, welcher er seine Idee mittheilte, verstand ihn nicht, aber auf seinen Wunsch ließ sie einen Haufen Wachs herbeibringen. Nun machte er aus Thon hohle Formen, versah dieselben mit Dochten, die er aus roher Baumwolle machte und schmolz das Wachs über dem Feuer. Er und die Prinzen gossen nun die Formen voll, und sie erhielten einen ganzen Haufen von Kerzen, welche von den Eingebornen nicht wenig angestaunt wurden.

Nun suchte er unter den Bäumen des nahen Waldes und fand einen heraus, der sich in viele Aeste zertheilte und sich deßhalb am besten zu einem Christbaume eignete. Auf Befehl Ranka's wurde er umgehauen, und auf dem großen Platze vor dem Eingange des königlichen Palastes in den Boden gepflanzt. Er bat sich die Gunst aus, daß nur er und die beiden Prinzen auf diesem Platze bleiben durften, bis die Nacht einbreche. Das wurde ihm gewährt.

Der Kapitän hatte ihm einen Sack voll Hasel- und Baumnüsse, und viel Gold- und Silberpapier zurückgelassen. Er ließ sich noch von den Früchten des Landes geben und begann alle diese Dinge zu vergolden und zu versilbern. Nachdem er diese Gold- und Silberfrüchte an den Baum gehangen, machte er sich mit den Prinzen an die Arbeit, die Wachskerzen auf den Zweigen zu befestigen. Fast war es dunkel, als sie mit der Arbeit fertig waren. Die Prinzen liefen nun in den Palast, um den Hof herbeizuholen; auch aus der Stadt strömten

eine Menge Menschen herbei. Theodor band eine der Wachskerzen an eine lange Stange und zündete die Lichter von der obern Spitze bis zum Fuße an. Unterdessen war der Hof gekommen. Der König, die Königin, die Prinzen und die Würdenträger des Reiches gruppirten sich zunächst um den Baum und das Volk stellte sich in weiter Runde auf.

Anfangs schauten Alle mit athemlosem Schweigen nach dem Baume, aber als sie zwischen den Lichtern die goldenen und silbernen Früchte sahen, da brachen sie in begeistertes Geschrei aus und wurden nicht müde, sich einander die wunderbaren Sachen zu zeigen. Die kleinen Prinzen tanzten vor Freude um den Baum und steckten auch die Erwachsenen an, so daß der Tanz allgemein wurde.

„Wie kommst Du dazu, einen solchen Baum zu machen?“ fragte Ghezo.

„Es ist in meinem Lande eine heilige Sitte, und an dem heutigen Tage brennt fast in jedem Hause ein solcher Baum,“ gab Theodor zur Antwort.

„So ist es wohl ein Siegesfest, weil ihr an diesem Tage euere Feinde zu Boden geschmettert.“

„Nein, an diesem Tage ist uns das Heil vom Himmel gekommen.“

„Wie verstehe ich das?“

„Wenn Du befiehlst, so will ich es morgen Dir und Deinen Hofleuten erklären; heute ist es zu unruhig, und Niemand würde auf meine Worte achten.“

„So soll es morgen auf dem Palmenplatze geschehen.“

König Ghezo war heute bei so guter Laune, daß er den jungen Prinzen und seinen Günstlingen erlaubte, die Früchte von dem Baume zu nehmen. Mit einem

elfenbeinernen Stabe deutete er auf die Person, die er beschenken wollte und auf den Gegenstand, den sie haben sollte. Theodor aber mußte die Geschenke vom Baume nehmen und sie überreichen.

Ranka hatte einen so großen Gefallen an den Lichtern, daß sie zu Theodor trat und ihm zuflüsterte: „Ich will einen solchen Baum in meiner Hütte stehen haben, und wenn ich meine Frauen beschenken will, dann soll es in derselben Weise geschehen, wie heute.“

Als die Kerzen fast niedergebrannt waren, ließ Ghezo Branntwein vertheilen, Tänze aufführen und Scheingefechte machen. Mit dem Erlöschen der Lichter aber hatte das Fest ein Ende. Zwei Kanonenschüsse gaben das Zeichen zum Nachhausegehen, und im Nu war der weite Platz geleert. Auch Theodor begab sich in seine Hütte. Er hatte heute vielen Menschen Freude gemacht, er selbst aber empfand nur Trauer und Mißbehagen, denn er dachte an jenen Weihnachtsabend, der ihn aus dem Hause seiner Eltern und aus der Heimath vertrieben hatte. „Ob sie auch jetzt wohl einen Baum anzünden oder ob sie meinetwegen trauern und sich grämen?“ dachte er. „O, gewiß ist das letztere der Fall. Herr, Jesus Christus, hilf mir, daß ich gebessert zu ihnen heimkehre und mit tausendfacher Liebe vergelte, was ich durch meinen Leichtsinn an ihnen verschuldet habe!“

Schluchzend und weinend schlummerte er endlich ein und schlief bis zum hellen Morgen, wo die beiden Prinzen ihn mit dem Rufe: „Du sollst erzählen!“ aufweckten.

Er fand den Hof auf dem Palmenplatze versammelt, wo er auf eine Estrade steigen und seinen Vortrag be-

ginnen mußte. Er richtete seine Erzählung von der Geburt des Heilandes so einfach als möglich ein, damit der Hof ihn verstand. Sie lauschten ihm mit großem Entzücken, und als er endigte, gab ihm der König den Befehl, täglich eine Stunde vor dem Hofe ähnliche Geschichten vorzutragen.

Auf diese Weise wurde er zum Missionär der Wilden und pflanzte in ihre Herzen die ersten Keime des Christenthums. Manchmal versuchte er, dem Könige das Verwerfliche des Menschenmordes begreiflich zu machen, aber Ghezo runzelte dann die Stirne und sprach: „Greife nicht in meine Vorrechte ein. Ich bin Herr über Leben und Tod und kann mit meinen Unterthanen machen, was mir beliebt. Berührst Du diesen Gegenstand noch einmal, dann wird Dein Kopf in die Wanne fallen."

Theodor mußte sich also dieser humanen Bestrebungen enthalten. Die Zeit wurde ihm in diesem, von aller Bildung entblößten Lande so lang, daß er sich täglich nach der Rückkehr des Kapitäns sehnte, aber es gingen noch viele Monate in's Land, ehe dieser, so sehr gewünschte Augenblick endlich kam.

Eines Abends, als er sich eben in seine Hütte zurückgezogen hatte, hörte er plötzlich Geräusch im Hofe, und er glaubte, englische Worte zu vernehmen. Hastig sprang er auf und eilte auf den Hof. Zu seiner unaussprechlichen Freude traf er den Kapitän, welchem ein Neger eine große Kiste nachtrug.

„Freue Dich," sprach Mister Richard; „ich bringe den Anzug für die Königin, mit welchem Du Dir Deine

Freiheit zurückkaufen wirst. Damit sie nicht noch einmal Ausflüchte macht, magst Du ihr das Geschenk selbst übergeben; ich aber werde die Nacht in der Stadt zubringen und erst morgen dem Könige meine Aufwartung machen. Ich komme diesmal mit zwei Schiffen, und es soll das letztemal sein, daß ich meinen Fuß an die afrikanische Westküste setze. Treibe Deine Sache gut und erinnere sie daran, daß sie Dir nun die Freiheit schuldig ist."

Der Kapitän entfernte sich. Theodor aber eilte in Nanka's Hütte und rief: „Komm, o Königin, denn der Anzug, den ich Dir versprochen, ist da!"

Wie elektrisirt sprang sie auf und ließ die Kiste hereinbringen. Da die Erbrechung viel Zeit erforderte, weil keine Instrumente da waren, so mußte der Neger den Deckel mit den Füßen eintreten. Mit blitzenden Augen sah sie zu, als Theodor drei große Pappschachteln aus der Kiste holte. Auf der ersten stand geschrieben: „Für die Königin an allen Tagen des Jahres"; auf der zweiten: „Für die Königin an festlichen Tagen"; auf der dritten: „Für die Königin, wenn sie sich in ihrer Herrlichkeit zeigen will!"

Theodor öffnete die erste Schachtel mit dem Werktagsanzuge. Alles war von gewöhnlichem Schmucke, wie ihn die europäischen Damen an Werktagen zu tragen pflegen, doch war für besonders grelle Farben gesorgt. Sie war sehr entzückt, aber ihre Freude wurde noch größer, als sie den zweiten Anzug sah, und als sie den

dritten mit dem prachtvollen Krönungsmantel erblickte, da schrie sie vor Freude und schlug mit dem Schwerte auf eine Metallscheibe. Sogleich kamen eine Menge Frauen des Palastes herbei. Sie waren sprachlos vor Erstaunen und wurden es noch mehr, als Theodor ihr half, die Anzüge nach der Reihe anzulegen. Er mußte ihre Lieblingssklavin unterweisen, wie sie ihr die Kleider anlegte. Als eine der Hofdamen ihre Begierde nicht länger zurückhalten konnte und zu ihr sprach: „Schenke mir etwas von Deinem Ueberflusse," da mußten sie alle hinaus. „Alles für mich," rief sie, „Alles für mich!"

Zu Theodor aber sprach sie: „Du hast Dein Wort gehalten, darum sollst Du morgen Deine Freiheit und das Gold haben; auch habe ich einen Haufen Elephantenzähne für Dich zusammenlegen lassen, die ebenfalls Dir gehören; ich werde sie Dir durch meine Sklaven zum Fort bringen lassen."

Am folgenden Morgen fand der Empfang des Kapitäns statt und Ranka erschien dabei in ihrem Königsmantel, ohne die eigentliche Bestimmung desselben zu beachten. Sie zog die Ceremonie absichtlich in die Länge, und als der König Schluß machte, wußte sie es einzurichten, daß noch ein Zug durch die Stadt gemacht wurde, denn möglichst viele ihrer Unterthanen sollten den königlichen Schmuck sehen.

Von der Aufnahme, welche sie bei dem jubelnden Volke fand, war sie so entzückt, daß sie die Geschenke für Theodor noch vermehrte. Der Kapitän machte große Augen, als er seine Schätze sah, aber er beneidete ihn

nicht, sondern sprach: „Es ist gut, mein Junge. Vielleicht hilft Dir Dein Reichthum zu einem fröhlichen Empfange bei Deinen Eltern."

Der Handel in der Faktorei war so schwunghaft, daß es kaum Hände genug gab, um die Neger zu bedienen; nach Ablauf von zwei Monaten war das letzte Stück verkauft, und die beiden Schiffe hatten eine neue und äußerst werthvolle Ladung.

Kurkud, der Befehlshaber der Schiffer, hatte eben die letzten Fässer zu den Dampfern gebracht, als eine Botschaft von der Königin Ranka eintraf, welche ihn zum Begräbnisse des Königs Ghezo einlud; er war plötzlich gestorben, und im Lande herrschte große Trauer, obschon er sich eigentlich nur durch große Massenmorde ausgezeichnet hatte.

Als der Kapitän und seine Begleiter in Abomeh ankamen, hatten die Trauerfeierlichkeiten bereits begonnen; mit dem schrecklichsten Theile derselben aber war man eben beschäftigt, d. h. es wurden hundert Sklaven geschlachtet. Sie standen alle auf einem hohen Gerüste und waren in Körbe verpackt, so daß nur der Kopf hervorragte. Riesige Neger warfen diese Körbe von dem Gerüste herab und untenstehende Diener schleppten sie zu dem Becken, wo ihnen das Haupt über dem Korbe abgesäbelt wurde.

Das Blut aber wurde auf einen Haufen Thon geschüttet, den die Sklaven zu einem Sarge für den König kneteten. Dieser Sarg wurde über einem Feuer von Palmenholz gebacken und in ein schauerliches Gewölbe, die Königsgruft, getragen.

Die Mordscenen hatten aber damit noch kein Ende, denn es wurden auch hundert Frauen enthauptet, mit deren Blute man die Wände des Sarges bestrich und das Uebrige laufen ließ.

Den Europäern kam es am sonderbarsten vor, daß nach diesen abscheulichen Mordthaten vier Männer, ein Hirsch, ein Affe und ein Vogel eingefangen wurden. Die vier Männer waren zum Tode bestimmt; der eine wurde in's Wasser geworfen, denn er sollte allen Fischen melden, daß der alte König gestorben und ein neuer an seine Stelle getreten sei; der zweite, welchem das Haupt abgeschlagen wurde, sollte es auf allen Märkten des Landes melden; der dritte mußte den Geistern und allen Leuten, die auf den großen Straßen reisen, Meldung machen, der vierte die Bewohner des Firmamentes unterrichten. Der Hirsch mußte es allen Thieren des Waldes, der Affe den Thieren seiner Art auf den Bäumen sagen. Der Vogel war am glücklichsten, er wurde nicht getödtet, sondern man ließ ihn fliegen und gab ihm den Auftrag, es allen Thieren der Luft anzukündigen.

Die Trauerfeierlichkeit dauerte drei Wochen. Am Schlusse begann das Morden wieder, doch war man diesmal gnädiger, indem man nur sechzig Menschen, fünfzig Schafe, fünfzig Ziegen und vierzig Hähne mordete. Der neue König ging unterdessen um seinen Palast herum und es wurde während dieser Zeit unaufhörlich aus Flinten und Kanonen geschossen. Die Schreckensscenen folgten rasch aufeinander, und es gehörte eine große Nervenstärke dazu, um, ohne krank zu werden,

alle diese Schauderereignisse zu sehen. Wir wollen deßhalb auch von denjenigen blutigen Ereignissen, die sich noch später zutrugen, schweigen und nur noch von dem eigentlichen Begräbnisse sprechen.

An einem schon lange vorher dazu bestimmten Tage begab sich der Hof in das Begräbnißgewölbe, von welchem wir schon früher gesprochen haben. Sklaven trugen den mit Blut gekneteten Sarg, in welchem der Leichnam des verstorbenen Königs lag. Der todte schwarze Monarch war schrecklich genug anzusehen, denn rings um ihn herum lagen eine Menge Todtenschädel, die alle so gestellt waren, daß man direkt in ihre leeren Augenhöhlen hineinschaute.

Sklaven breiteten auf dem Boden eine Lage von Todtenschädeln aus, auf welche der Sarg gestellt wurde. Rings um denselben herum legten sie eine Doppelreihe von Schädeln, dann zündeten sie eine große Zahl von Fackeln an, die an den Wänden aufgestellt wurden.

Das Gewölbe nahm dadurch einen noch schauerlicheren Anblick an, und die Europäer, welche mit hineingezwungen wurden, schüttelten sich vor Entsetzen. Acht Tänzerinnen und fünfzig Krieger, welche mit dem Todten eingemauert werden sollten, gruppirten sich um den Sarg. Obschon sie wußten, daß sie eines schrecklichen Todes sterben sollten, so verzogen sie doch keine Miene. Die Hofleute sagten, es fänden sich immer genug Freiwillige, die bereit seien, im Jenseits die Bedienung ihres Herrn über sich zu nehmen; aber wer ihnen in's Herz hätte

sehen können, der würde dort ganz gewiß ein anderes Gefühl gefunden haben.

Das Volk ging um die verschiedenen Thonsärge der frühern Könige und stimmte einen sonderbar tönenden Trauergesang an, wobei es bald beide Arme weit ausstreckte, bald sich in den Staub warf. Die Tänzerinnen aber machten wilde Sprünge um den Sarg und warfen sich dann auf dem Rande desselben nieder.

Zuletzt goß der Kronprinz, welcher jetzt König von Dahome geworden war, eine Menge von Branntwein in den Sarg, welcher an den Löchern, die in den Seitenwänden angebracht waren, wieder hinauslief, dann stieß er eine von den lodernden Fackeln in die Flüssigkeit, und sogleich brannte sie mit blauer Flamme. Auch der Branntwein, welcher auf den Boden geflossen war, entzündete sich. Es war ein wirklich schauriger Todtenanblick, wie er nur selten gefunden werden mag.

Als die Flamme erlosch, breitete der Kronprinz ein schwarzes Tuch über den Sarg, rief dem Gestorbenen Grüße an Alle, die ihm vorausgegangen waren, zu und verließ das Gewölbe. Ihm folgten der Hof und das Volk. Träger kamen jetzt mit Körben von Lebensmitteln, welche sie vor den Kriegern und Tänzerinnen niederstellten und sich dann ebenfalls entfernten.

Sobald sie das Gewölbe verlassen hatten, kamen Sklaven, welche den Eingang mit weichem Thone verbauten. Die Opfer aber wußten, daß sie niemals das Tageslicht wieder sehen würden.

Während das Loch verschlossen wurde, stimmten sie

einen traurigen Gesang an und setzten denselben fort, bis das letzte Lichtstrählchen verschwand.

Der Leser wird sich die Scenen, die sich in der Höhle abspielten, leicht vorstellen können und Diejenigen, welche eines schnellen Todes sterben, glücklich preisen gegen diese Eingemauerten, die allen Qualen und Schrecknissen eines langsamen Verhungerns entgegengingen.

Mit diesem letzten Akte der Grausamkeit waren die Trauerfeierlichkeiten geschlossen; jetzt aber sollten die Freudenfeste zu Ehren des neuen Königs beginnen. Ranka wünschte, daß sie noch so lange bleiben möchten; da sie aber hörten, daß Menschenopfer wieder die Hauptsache waren, so ersann der Kapitän einen Vorwand, um noch am selben Tage abzureisen.

Seine Eilfertigkeit hätte beinahe üble Folgen gehabt, denn Ranka glaubte darin eine Verletzung der schuldigen Ehrfurcht zu erkennen, und sie ließ sich nur dadurch beschwichtigen, daß der Kapitän das Versprechen gab, bei seiner Rückkehr wieder so schöne Geschenke mitzubringen.

„Es ist vielleicht nicht möglich, daß ich selbst wiederkomme," sagte er; „aber ich werde dennoch Sorge tragen, daß der neue Kapitän die Geschenke für Dich nicht vergißt, und es ist wahrscheinlich, daß die Sachen noch schöner ausfallen, als diejenigen, welche Theodor Dir mitbringen ließ."

Der König, welcher gerade im Begriffe war, seine neue Würde anzutreten, konnte ihm keine Begleitung mitgeben. Der Kapitän und seine Matrosen waren sehr zufrieden damit, denn die Neger waren so diebischer

Natur, daß sie ihnen die Hüte vom Kopfe stahlen. Auch hörte das Betteln niemals auf.

In der Faktorei angekommen, fanden sie Kurkud und seine Genossen, die sie jetzt zum letztenmale über die Barre fahren sollten. Sie hatten während ihrer Abwesenheit Affen, Papageien und andere Vögel gefangen, die sie jetzt zum Kaufe anboten.

„Wenn Du die Thiere lebendig an Bord bringst," sagte der Kapitän, „dann will ich sie Dir abkaufen."

Kurkud sann nach, wie das anzufangen. „Ei," sagte er, „ich werde sie alle zusammen in das Faß thun und am Boden etwas Luft lassen. Viel Wasser kann durch das kleine Loch nicht eindringen, und ich werde sie schon lebendig hinüberbringen."

Nun wurde die letzte Fahrt in den Piroguen unternommen. Kurkud empfahl den Kapitän und die Matrosen der Obhut seiner Leute; er selbst aber wollte sich nur mit dem Fasse beschäftigen. Das Wasser schoß mit einer Heftigkeit gegen das Ufer, daß ein europäischer Schiffer nicht im Stande gewesen wäre, ein Boot durch die hochschlagenden Wellen zu bringen, aber die Küstenneger, welche von Kindheit auf eine Art von Amphibienleben geführt hatten, waren mit allen Tücken des Wassers vertraut, und da sie auch eine ungewöhnliche Muskelkraft besaßen, so brachten sie ihr Fahrzeug ohne große Mühe in das Meer und ruderten es bis auf die Barre. Hier aber war die Gewalt des Wassers so groß, daß die Pirogue umgeworfen wurde.

Die Neger, welche wie die Fische schwimmen, rich-

teten sie jenseits der Barre wieder auf und hatten im Handumdrehen die Matrosen aus dem Wasser geholt. Kurkud haschte nach seiner Tonne und stellte sie auf das Loch, damit das Wasser auslief. Die Thiere aber mußten einen großen Schrecken bekommen haben, denn sie schrieen jämmerlich durcheinander.

Als sie an Bord angekommen waren, ließ der Kapitän die Tonne in seine Kajüte bringen, die Thüre schließen und den Boden aus dem Fasse schlagen. Der Affe fuhr mit einem Sprunge hinaus, und flüchtete sich auf Theodor's Bett. Die Vögel aber waren so durchnäßt, daß sie ihre Flügel nicht gebrauchen konnten. Kurkud fing sie mit den Händen und setzte sie in die Käfige, welche ihm gereicht wurden. Jetzt öffnete Richard die Thüre und ließ dem Affen volle Freiheit. Im Nu war er auf dem Deck und kletterte am Maste hinauf, wo er den ganzen Tag sitzen blieb, bis ihn der Hunger wieder auf das Deck trieb.

Kurkud empfing nun seine Löhnung, wie sie ausbedungen worden war; überdies gab der Kapitän ihm und jedem seiner Leute noch einen alten Matrosenanzug und allen zusammen ein kleines Fäßchen mit Branntwein.

Es that den Negern leid, daß sie scheiden mußten, denn sie waren von dem Kapitän und seinen Leuten gut behandelt worden.

„Du hast mir erzählt," sprach Kurkud, daß der König Deines Landes seine Unterthanen nicht tödtet, darum nimm uns mit in dieses gute Land."

„Ihr würdet dort sehr unglücklich sein," gab

Richard zur Antwort; „denn das Leben ist ein ganz anderes; ihr könntet euch nicht darein finden und würdet euch bald zurückwünschen. Jedermann muß dort ein Geschäft können und vom Morgen bis zum Abende arbeiten, wenn er nicht verhungern will. Die Arbeiten aber, die man dort fordert, versteht ihr nicht. Bleibt in euerm Lande; ihr seid dort am besten aufgehoben."

Kurkud bat noch einmal, aber der Kapitän schlug ihm seine Bitte entschieden ab. Da ließen sie die Köpfe hängen und sprangen vom Deck in's Wasser. Bald saßen sie in der Pirogue, faßten mit ihren kurzen Rudern in's Meer und fuhren davon. Der Affe sah ihnen ganz betrübt nach, aber er wagte sich nicht in's Wasser.

Der Kapitän gab den Befehl, die Anker aufzuwinden. Es war eine schwere Arbeit, an welcher die Matrosen lange zu thun hatten, aber kaum hatten sich die schweren Greifeisen aus dem Meeresboden gehoben, als das Schiff einen Schuß vorwärts that. Der Steuermann gab ihm die Richtung; schwarze Dampfwolken qualmten aus der weiten Schornsteinröhre und mit großer Geschwindigkeit fuhr der stolze Bau dahin.

Der Kapitän nahm den Hut vom Haupte und sprach ein Seemannsgebet; dann stimmte er mit tiefem Baß ein Lied um glückliche Fahrt an. Die Matrosen fielen ein, aber sicherlich war es keinem von allen so aufrichtig ernst, wie Theodor. „Nach Hause, nach Hause!" jubelte es in seinem Herzen, und schon jetzt stellte er sich vor, wie glücklich er sein würde, wenn seine Eltern ihn wieder als Sohn annähmen.

Gewiß weiß der Leser aus Erfahrung, wie lang die Zeit wird, wenn man mit Ungeduld auf seine Ankunft in der Heimath wartet; aber ein Tag nach dem andern schlendert dahin und die Entfernung wird immer geringer. Das war auch für den Theodor der Fall, sie kamen endlich in London an, aber welcher Unterschied im Klima! Zu Whydah war es brennend heiß gewesen und in England fror es, daß er mit den Zähnen klapperte.

VIII.

Einer schnellen Abreise nach Deutschland standen große Hindernisse entgegen, denn die beiden Schiffe mußten erst ausgeladen und die sämmtlichen Waaren auf die Lager gebracht werden. Auch bedurfte es noch einer Abschätzung, damit der Antheil des Kapitäns festgestellt werden konnte. Theodor hatte unterdessen ganz freie Zeit, und er konnte sich die Wunder von London mit der größten Ruhe und Behaglichkeit anschauen. Oft, wenn er in den Museen umherwanderte und sich die aus der ganzen Welt zusammengebrachten Herrlichkeiten anschaute, überkam ihn ein solches Sehnen nach der Heimath, daß er die Thränen nicht zurückhalten konnte. Es drängte ihn dann, an seine Eltern zu schreiben und sie reumüthig um die Erlaubniß zu bitten, nach Hause zurückkehren zu dürfen, aber eine unüberwindliche Scheu und die Furcht, zurückgewiesen zu werden, hielten ihn zurück. Es schien ihm besser, plötzlich im Forsthause zu erscheinen. Zwar kannte er den Vater als hartnäckig und unerbittlich, aber dort hatte er Mutter und Schwester zu Fürbitterinnen,

während ein Brief viel leichter abschlägig beantwortet werden konnte.

Gegen den 20. Dezember war die Ausladung bewerkstelligt. „Nun, mein Junge, müssen wir das Schiff räumen," sagte der Kapitän zu Theodor, „aber wir haben noch Abrechnung zu halten. Die Königin Ranka von Dahome schenkte Dir Goldstaub und Elephantenzähne. Mister Wilkens, unser Rheder, hat Dein Eigenthum gekauft und mir den Betrag für Dich übergeben; ich hoffe, Du wirst damit zufrieden sein."

Er schloß sein Pult auf und holte eine ganze Menge von Rollen aus demselben. Eine brach er auf und zeigte ihm, daß sie große Goldstücke enthielt.

„Soll das Alles mir gehören?" fragte er mit weit aufgerissenen Augen.

„Alles, mein Junge! Mister Wilkens macht noch immer ein gutes Geschäft damit, und Du hast es durch die Angst, welche Du in Abomeh ausgestanden, reichlich verdient. Nimm Dein Geld und reise nach Hause. Deine Eltern werden Dir Deinen leichtsinnigen Streich verzeihen, und die Lection, die Du bekommen hast, wird Dir hoffentlich für Dein ganzes Leben von Nutzen sein. Bis Antwerpen fahren wir zusammen, und wenn Du dasselbe Schiff benutzen willst, dann finde Dich in der Mittagsstunde an London=bridge ein, denn dort liegt der Baron=Osy zur Abfahrt bereit."

Theodor eilte in die Stadt, nahm von seinem Gelde soviel, als er für die Reise gebrauchte und kaufte in einem Laden drei kunstvolle chinesische Kästchen, in welche

er die übrigen Goldstücke zu drei gleichen Theilen vertheile. Auf das erste schrieb er den Namen seines Vaters, auf das zweite den seiner Mutter und auf das dritte den seiner Schwester. Da es entsetzlich kalt war, so entnahm er jedem Kästchen ein Goldstück und kaufte einen warmen Anzug, dann ging er mit seinen Schätzen zur London-bridge, wo der Baron-Osy sich schon von Weitem durch seine große goldene Inschrift bemerklich machte.

Der Kapitän kam erst wenige Minuten vor der Abfahrt. Der Dampf des Schiffes begann zu pusten, die großen Schaufelräder drehten sich, und fort ging es durch die schwarze, schlammige Themse dem Meere zu. Zu Antwerpen kehrten sie wieder in demselben Wirthshause ein. Der Wirth kannte den Jüngling noch, und als er seine Geschichte hörte, wunderte er sich nicht wenig über seine Erlebnisse. „Das hast Du damals, als Du den Kapitän so zufällig hier trafst, auch nicht gedacht,“ sagte er, „aber draußen über dem Ocean passiren allerlei Dinge, von denen man sich hier auf dem Festlande nichts träumen läßt. Nun wirst Du aber auch Verlangen haben, daß Du nach Hause kommst.“

Der Kapitän nahm einstweilen Wohnung bei dem Wirthe, denn er wußte noch nicht recht, wo er sich mit seinem Reichthume zur Ruhe setzen sollte. Da kein Zug mehr nach dem Rheine ging, so mußte auch Theodor in Antwerpen übernachten. Am folgenden Morgen aber nahm er von dem Kapitän Abschied und eilte zum Bahnhofe.

Noch an demselben Tage kam er in der Stadt an, wo er in jener unglücklichen Christnacht seine Flucht angetreten hatte. Ohne einen Augenblick zu verlieren, begab er sich zum Direktor des Gymnasiums. Dieser erkannte ihn gleich wieder, empfing ihn aber mit einer Zurückhaltung, die ihm wenig Vertrauen einflößte.

Mit großem Interesse hörte er den Bericht über seine Reise nach Afrika. Als Theodor geendigt hatte, fuhr er schüchtern fort: „Herr Direktor, ich bin auf dem Wege, von meinem Vater Verzeihung anzuflehen; wenn ich dieselbe erhalte, dann möchte ich meine Studien fortsetzen; Sie haben mich allerdings verwiesen, aber wenn Sie wüßten, wie tief und schmerzlich meine Reue ist, dann würden Sie mich gewiß wieder annehmen, und ich halte es für meine Pflicht, das böse Beispiel, welches ich gegeben, durch ein gutes zu verwischen."

„Ich fürchte, daß es mit dem Studiren nicht mehr geht," antwortete der Direktor, „denn es liegt eine zu große Pause dazwischen und es wird gewiß Manches wieder verschwitzt sein."

„Ich werde mir die äußerste Mühe geben und Sie sollen ganz sicher mit mir zufrieden sein."

„Ihre guten Vorsätze rühren mich, aber ich kann allein nichts thun, denn der damalige Beschluß ist von dem ganzen Lehrerpersonale gefaßt worden, und ich muß über diese Angelegenheit eine Conferenz halten. Wollen Sie sich morgen wieder herbemühen, so sollen Sie die Antwort haben."

Theodor entfernte sich, froh, daß ihm noch nicht

alle Hoffnung abgeschnitten war. Er kehrte in einen Gasthof ein und hielt sich still auf seinem Zimmer; als es aber zu dunkeln begann, trieb ihn die Sehnsucht in den Wald. Je näher er dem elterlichen Hause kam, desto mehr verzögerten sich seine Schritte, und fast wäre er wieder umgekehrt, als er schon den Berg erreicht hatte; aber jetzt sah er das Zimmer, in welchem sonst der Christbaum aufgestellt worden war, erleuchtet. Leise schlich er sich heran und schaute durch das Fenster. Wie in frühern Zeiten stand ein großer Christbaum da und Mutter und Schwester waren beschäftigt, die Geschenke zu ordnen. Sie sahen niedergeschlagen aus, und der Vater, welcher im Lehnstuhle saß, hatte das Gesicht wie zürnend zur Erde gerichtet.

Jetzt erhob er sich, trat an den Baum und sprach: „Der Taugenichts schweift noch immer in der Welt umher; er hat uns das Leben verkümmert und alle Hoffnungen, die wir auf ihn setzten, zerstört. Wenn ich nur wüßte, wo er sich aufhält, ich wollte ihm meinen Fluch senden!"

Magdalena und Monika brachen in Thränen aus. Die Mutter rang die Hände und sprach: „Entweihen wir die Weihnachten nicht, Simon!"

„Wer hat sie entweiht, er oder ich? Es ist nicht recht von Dir, daß Du immer auf seiner Seite stehst."

„Wie sollte eine Mutter nicht für ihr Kind flehen, Simon? Ich nehme seine jugendliche Verirrung nicht in Schutz, aber Eltern dürfen nicht immer zürnen, sondern müssen endlich auch vergeben!"

Simon kehrte auf seinen Sessel zurück, aber er machte ein noch finstereres Gesicht, als früher.

Wie zog es den Theodor, an das Fenster zu klopfen, aber es fehlte ihm der Muth, und als die Hunde anschlugen, verließ er eilends das Haus und kehrte zur Stadt zurück. Es kam ihm der Gedanke, zu Tante Stephanie zu gehen und sie um ihre Fürsprache zu bitten; sie hatte ja eine große Gewalt über die Mutter, aber heute war es zu spät.

Am folgenden Morgen suchte er sie auf, und er fand sie in gemüthlicher Stimmung beim Kaffee. Als sie ihn sah, sprang sie auf und rief mit unverkennbarer Freude: „Da ist ja der Theodor wieder! Mein Gott, wo hast Du Dich denn so lange umhergetrieben?"

„Ich will es Ihnen später erzählen; jetzt aber wünsche ich einen Dienst von Ihnen. Gehen Sie zum Forsthause und suchen Sie meinen Vater zu erweichen, daß er mich wieder in sein Haus und in sein Herz aufnimmt."

„Nicht um Alles in der Welt," antwortete Stephanie; „ich habe einmal den Versuch gemacht, aber es ist mir übel ergangen. Er hat mich zur Thüre hinausgeworfen und mich beschuldigt, daß ich durch meine schlechte Aufsicht Schuld an Deinem Leichtsinn gewesen. Du kannst mir nicht so süß plaudern, daß ich mich noch einmal so behandeln lasse."

Theodor ließ traurig den Kopf sinken; nach einer Weile sprach er: „Tante Stephanie, Sie haben damals

durch den Diebstahl große Verluste erlitten; ich bin bereit, Ihnen dieselben zu ersetzen."

„Das ist glücklicher Weise nicht nöthig, denn die Diebe sind eingefangen worden und haben den Raub ganz zurückgeben müssen; auch Deine Kleider sind wieder in die Hände Deines Vaters gelangt. Du hast also nichts zu bezahlen. Ich würde Dir übrigens den Rath geben, direkt zu Deinem Vater zu gehen und ihn um Verzeihung zu bitten. Je länger Du vom Hause weg bleibst, desto schlimmer wird es."

„Ich werde Ihren Rath befolgen, Tante Stephanie, aber ich muß die Entscheidung der Lehrerconferenz abwarten. Wenn ich nicht wieder zum Gymnasium zugelassen werde, dann will ich den Versuch in einer andern Stadt machen."

Am Nachmittage sollte er wieder beim Direktor vorsprechen; er ging mit einem gemischten Gefühle von Furcht und Hoffnung. Der Direktor aber empfing ihn mit einem freundlichen Gesichte und sprach: „In Anbetracht Ihrer aufrichtigen Reue hat das Lehrercollegium beschlossen, Sie wieder aufzunehmen, doch ist diese Erlaubniß nur eine vorläufige. Der geringste falsche Schritt genügt, um Sie zum zweitenmale und für immer auszuschließen. Nun gehen Sie in Gottes Namen und suchen Sie sobald als möglich die Verzeihung Ihrer Eltern zu erlangen."

Theodor kehrte in freudiger Stimmung wieder in den Gasthof zurück und überlegte, was nun zu thun sei. Nach langem Wählen und Verwerfen entschloß er sich

endlich, morgen früh in die Christmette zu gehen und dann nach Hause zu eilen. Er wollte jede Furcht überwinden und sich der Hülfe Gottes überlassen.

Wie er sich's vorgenommen hatte, so führte er es am folgenden Morgen auch aus. Abends vorher bezahlte er seine Zeche, und als die Glocken in der Nacht zur Mette riefen, da erhob er sich und eilte in die hellerleuchtete Kirche, in welcher früher seine Eltern der Mette beizuwohnen pflegten. Nicht weit von dem Platze, wo seine Eltern knieten, wenn sie die Christmette besuchten, stellte er sich auf, vermummte sich aber so sehr in seinem Mantel, daß ihn Niemand erkennen konnte.

Die Kirche füllte sich nach und nach; die Töne der Orgel erfüllten die weiten Hallen und die lieblichen Weihnachtslieder stiegen zu den Gewölben empor. Theodor's Eltern waren nicht da, sie mußten also zu der Dorfkirche gegangen sein.

Die Lieder, die Orgelklänge, das heilige Meßopfer, die vielen Lichter und die strahlende Krippe gossen den Frieden Gottes in sein Herz, und mit diesem Frieden stiegen auch Muth und Hoffnung. Als die heiligen Messen zu Ende waren, ging er zu der Krippe hinauf, warf sich vor dem Bilde des Kindleins nieder und erflehte von dem Erlöser der Welt und der heiligen Jungfrau Hülfe in seiner Noth. Wunderbar gestärkt verließ er die Kirche und wanderte mit langen Schritten der Heimath zu.

Seine Sehnsucht nach dem väterlichen Hause war so groß, daß er alle Kirchgänger überholte. Nirgends

hielt er sich auch nur eine Sekunde auf; erst als er vor der Thüre des Vaterhauses stand, fing ihm das Herz an zu pochen und er zögerte, anzuklopfen.

„Es muß doch einmal geschehen," sprach er zu sich selbst, „und je länger ich zögere, desto wankelmüthiger werde ich in meinem Entschlusse." Er klopfte also und wartete. Niemand kam an die Thüre, aber die Hunde schlugen ein lautes Gebell an, und im nächsten Augenblicke kamen sie durch die Stallthüre und sprangen ihm wüthend entgegen; aber der Zorn dauerte nicht lange, denn sie erkannten ihn bald wieder und geberdeten sich nun wie unsinnig vor Freude. Bellend und winselnd sprangen sie an ihm empor und leckten ihm die Hände.

Da die Thüre nicht geöffnet wurde, so ging er mit den Hunden durch den Stall in das Haus. In der Küche brannte das Feuer hell und warm, aber es war Niemand zu Hause.

„Sie sind noch nicht aus der Kirche zurückgekehrt," sprach er zu sich selbst, „aber sie werden bald kommen. Muth, Muth! O heiliges Christkind, steh' mir bei, daß ich in Gnaden wieder angenommen werde!"

Er trat in die Stube, wo der Christbaum stand. Ein kleines Lämpchen erleuchtete nothdürftig den Raum. Mutter und Schwester hatten Alles geordnet; auf den Tischen standen die Geschenke für die Forstgehülfen. Vater, Mutter und Schwester waren mit einem warmen Pelze bedacht, Jeder hatte irgend Etwas bei dem Baume liegen, nur für ihn war nichts da. Er war ja ausgestoßen und irrte in der Welt umher Wie hätten sie

auch ihn, der seine Heimath als ein Nichtswürdiger verlassen hatte, bedenken sollen?

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und der Muth begann ihm wieder zu schwinden, aber es blieb ihm keine Zeit zur Umkehr, denn in der Ferne hörte er Stimmen. Da stellte er rasch die drei Kästchen unter die Zweige des Baumes und versteckte sich in der Ecke des Zimmers hinter eine Gardine, die bis auf den Boden ging.

Die Hausthüre öffnete sich; er hörte den Vater, die Mutter, die Schwester, den Hans und die übrigen Forstgehülfen. Bald darauf kamen seine Eltern in das Zimmer. „Nun wollen wir den Baum anzünden," sagte die Mutter. „Die Leute warten mit Ungeduld auf ihre Geschenke; kommt, helft mir die Lichter anstecken!"

Während sie anzündeten ließ der Vater sich vernehmen: „Für mich giebt es keine fröhlichen Weihnachten mehr. Der Junge hat mir alle Freude am Leben vergällt!"

„Simon," antwortete Magdalena, „wir kommen von der Krippe. Wir haben im Evangelium gehört, wie der Sohn Gottes vom Himmel herabgestiegen ist und die größten Leiden auf sich genommen hat, um die Menschen von der Sünde zu erlösen. Auch beten wir alle Tage: Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Mahnt uns das nicht Alles daran, dem eigenen Kinde zu vergeben? Sei nicht allzuhartnäckig, laß Dein Vaterherz erweichen und verzeihe ihm seinen leichtsinnigen Jugendstreich."

„Er hat mich zu tief gekränkt, Magdalena; er war mein Stolz und meine Freude und hat mein Vertrauen schmählich zu Schanden gemacht. Er sollte mein Nachfolger im Amte werden, und es ist nichts aus ihm geworden, als ein umherstreichender Vagabund. Ich schäme mich vor den Leuten, die mir im Walde begegnen."

„Theodor hat schwer gefehlt," antwortete Magdalena, „aber ich zweifle nicht daran, daß er sich gebessert hat, und gewiß kehrte er gerne zurück, wenn er nicht fürchten müßte, daß er rauh und hart zurückgewiesen würde."

Monika hatte noch geschwiegen, jetzt aber schaute sie mit gefalteten Händen und Thränen in den Augen zum Vater empor und flehte mit den innigsten Worten für den Bruder.

Theodor konnte seine Gefühle nicht länger zurückhalten, er begann zu schluchzen und zu weinen. Alle schauten wie versteinert nach der Ecke hin; Simon aber riß mit einer solchen Hast an der Gardine, daß sie zur Erde fiel. Er taumelte zurück, als er seinen Sohn sah, Mutter und Schwester aber stießen einen hellen Freudenschrei aus.

Theodor sank vor dem Vater auf die Kniee, hob die Hände flehend zu ihm empor und rief: „O, verzeihe mir! Reuig und gebessert kehre ich nach Hause zurück. Der Direktor des Gymnasiums hat mich wieder zu Gnaden angenommen und ich habe die feste Absicht, Dir durch fleißiges Studiren Freude zu machen."

Die letztere Versicherung und die Aussicht, daß sein Sohn ihm trotz seines Leichtsinnes noch im Amte folgen

könne, machte einen tiefen Eindruck auf ihn; er öffnete seine Arme und sprach: „Wenn es so ist, dann komme an mein Herz und sei wieder mein Sohn!“

Theodor sprang empor, stürzte dem Vater in die Arme und rief: „Dank, Dank!“

Als der Vater ihn losließ, da drückte ihn auch Magdalena an's Herz; Monika aber schüttelte ihm herzlich die Hand und flüsterte ihm zu: „Ich wußte es, daß einst der Tag der Versöhnung kommen würde, denn der Vater hat unter seiner Härte selbst am meisten gelitten; es schien ihm nur zu unmännlich, den Kopf zu beugen.“

Magdalena faßte die Hand des Heimgekehrten und sprach: „Für Dich liegt nichts unter dem Weihnachtsbaume, denn wir hatten ja keine Ahnung davon, daß Du zurückkehren werdest.“

„Doch, doch Mutter, ich habe das reichste Geschenk, die Verzeihung meiner Eltern erhalten, und was ich für euch unter den Christbaum gestellt habe, ist nur ein schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit; das Beste wird später noch kommen.“

Jetzt erst bemerkten sie die drei Kästchen mit den Namen darauf. Hastig griffen sie darnach, aber wie prallten sie zurück, als sie das viele Gold sahen.

„Mein Gott,“ sprach die Mutter, „wie kommst Du an diesen Schatz?“

„Er ist ein Geschenk der Königin Ranka von Dahome,“ gab er zur Antwort. „Du brauchst Dich nicht zu beängstigen, Mutter, denn an diesen Goldstücken klebt

nichts Unrechtes. Kapitän Richard hat mir ein Zeugniß über meine Führung und über den rechtlichen Erwerb des Goldes ausgestellt. Da lest und ihr werdet sehen, daß er aus der Quelle stammt, die ich genannt habe. Verwendet einen Theil davon für meine Studien und verfügt über das Andere nach Belieben."

Vater und Mutter warfen einen Blick in das Zeugniß und sahen, daß er die Wahrheit gesprochen. Nun war die Freude natürlich noch größer und die Erwartung über seine Erlebnisse hoch gespannt.

„Wir wollen die Leute rasch abfertigen," sagte Magdalena, „denn jetzt habe ich keine Ruhe mehr; Theodor muß uns von seinen Reisen erzählen."

Die letzten Kerzen wurden rasch angezündet, dann rief Monika die Leute herein.

Hans bemerkte den Theodor zuerst. Mit einem Sprunge war er bei ihm, reichte ihm die Hand und rief: „Gott sei Dank, da ist ja der junge Herr wieder!"

Die andern schüttelten ihm ebenfalls die Hand und gaben wenig acht auf den Baum, der sonst doch ihr Entzücken war. Magdalena aber eilte sich, daß Jeder seine Geschenke bekam. „Nun geht und feiert in der Küche allein Weihnachten," sagte sie; „wir aber wollen hier unsere Kuchen verzehren, denn ihr könnt euch wohl denken, wie viel wir mit Theodor zu plaudern haben."

Hans und die Magd holten schnell Kaffee, Kuchen, Teller, Tassen und den Kaffeetopf herein und servirten

das Frühstück vor dem Christbaume, dann verließen sie das Zimmer.

Theodor wollte die Lichter des Christbaumes auslöschen, aber der Vater sagte: „Lassen wir sie zur Feier des Tages bis auf den Grund brennen. Morgen wollen wir neue aufstellen, denn heute hat doch Niemand rechten Genuß davon gehabt.“

Zu einer geregelten Erzählung, wie es die Mutter gewünscht hatte, kam es nicht, denn Jeder hatte zu fragen und zu unterbrechen; bei Theodor aber war die Freude, daß er sich wieder unter dem heimathlichen Christbaume befand, so groß, daß ihm jeden Augenblick der Faden ausging. Später aber holte er Alles treulich und vollständig nach und setzte mit seinen Schilderungen über die schrecklichen Gebräuche am Hofe des Königs von Dahome seine Angehörigen in nicht geringes Erstaunen.

Als die Tage des Festes vorüber waren, begab sich die ganze Familie zur Stadt, um Theodor zu installiren. Sonnenberg wollte nicht recht daran, daß er wieder bei Tante Stephanie einkehre, aber Magdalena meinte, sie seien ihr das schuldig, besonders da Sonnenberg ihr damals großes Unrecht gethan.

Nach langem Widerstreben biß er in den sauern Apfel und ging mit. Stephanie war nicht wenig überrascht, als sie in ihre Stube traten; sie hatte das gar nicht erwartet.

Sonnenberg, der in allen Dingen Offenheit und Ehrlichkeit liebte, ging auf sie zu und sprach: „Da ist meine Hand, Stephanie, ich thue Euch Abbitte wegen

meiner damaligen unüberlegten Handlung und Worte! Ich war so erbost über den Jungen, daß ich nicht recht wußte, was ich sagte. Nun aber ist er von seiner langen Irrfahrt zurückgekehrt und hat die feste Absicht, ein tüchtiger Mensch zu werden. Verzeiht ihm und mir und nehmt ihn wieder in Eure Wohnung."

Stephanie konnte Niemandem lange Gram nachtragen; sie schüttelte die ihr dargebotene Hand und sprach: „So wollen wir denn Frieden machen, aber eine Aufsicht über den Theodor übernehme ich nicht mehr."

„Ist auch nicht nöthig, Stephanie; er wird keine Ausschreitungen machen, dessen bin ich gewiß."

„Nun, dann ist Alles gut, für seine körperliche Pflege werde ich schon sorgen, und er kann dieselbe Stube beziehen, in der er früher gewohnt."

Mit Hülfe seiner Mutter und Schwester richtete Theodor sich ein. Von seinem Vater aber erbat er sich die Erlaubniß, einen armen fleißigen Studenten, dem es schwer wurde, die Miethe zu erschwingen, in seine Wohnung aufnehmen zu dürfen. „Ich habe eine besondere Absicht dabei," sagte er, „und ich bin fest überzeugt, daß Du meinen Wunsch später als einen gerechtfertigten anerkennen wirst."

„Wer ist es?"

„Eugen Bettermann."

„Gegen den habe ich nichts zu erinnern, denn er steht im besten Rufe. Du kannst noch einen Schritt weiter gehen und ihn auch Deinen Tisch theilen lassen. Das Geld, welches Du von Dahome mitgebracht hast,

ist mehr als genügend, um ein halbes Dutzend Studenten zu unterhalten."

Die Eltern nahmen Abschied; Theodor aber begab sich in die enge Gasse, welche hinter dem Gymnasium herlief und stieg im Hinterbau eines kleinen Häuschens bis zum Speicher hinauf. An einer kleinen Mansarde klopfte er an und trat in ein höchst ärmliches Stübchen. Eugen saß zusammengekauert und mit den Zähnen klappernd an einem kleinen Tischchen, denn es war kein Ofen in dem Stübchen und die Fensterscheiben waren dick gefroren.

Als er seines früheren Mitschülers ansichtig wurde, sprang er auf, reichte ihm die kalten Hände und fragte: „Wo in aller Welt kommst Du denn her?"

„Ich will meine Studien wieder aufnehmen; auf dem Gymnasium bin ich schon angenommen und mein damaliger Bubenstreich ist mir verziehen."

„O Du glücklicher, Du fängst wieder an zu studiren und ich muß aufhören."

„Warum denn?"

„Es geht nicht mehr; meine Eltern haben sich für mich ausgezogen; jetzt aber haben sie nichts mehr, und ich muß irgend ein Handwerk erlernen, damit ich sie recht bald ernähren kann."

„Ich will Dir einen andern Vorschlag machen. Du ziehst mit in meine Stube und ißest an meinem Tische."

„Aber Theodor. —"

„Ruhig, ich will es Dir nicht schenken, Du sollst etwas dafür leisten. Sieh', ich habe mir fest vorgenom-

men, das Versäumte wieder einzuholen und in der nämlichen Zeit fertig zu werden, wie Du. Wenn ich meine Schularbeiten fertig habe, sollst Du mich lehren."

Da begann Eugens Gesicht zu strahlen. „O, wir werden es fertig bringen," sagte er; „denn Du hast ein hervorragendes Talent, und wenn Du den Willen mitbringst, dann geht es."

„Der Wille ist da. Sage nun Deinem kalten Stübchen Lebewohl und komme gleich mit mir."

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, mit welcher Freude Eugen den Vorschlag annahm. Sie gingen zusammen, und Eugen thaute in der warmen Stube seines neuen Studiengenossen wieder auf. Die beiden jungen Leute führten ein brüderliches Leben und dem Theodor war es mit seinen Studien so ernst, daß er die Klassen in der Hälfte der sonst üblichen Zeit durchlief und mit seinen ehemaligen Studiengenossen zugleich das Gymnasium verlassen und zur Universität übergehen konnte.

Auch dort blieben Theodor und Eugen zusammen. Sie waren musterhafte Studenten und gingen als wirklich wissenschaftlich gebildete Männer in ihre Heimath zurück.

Zur Freude seiner Eltern widmete sich Theodor dem Forstfache und wurde später der Nachfolger seines Vaters. Von Silvester aber mußte er zu seiner Betrübniß vernehmen, daß er sich immer mehr dem Trunke ergeben habe, und später ganz verkommen sei.

Hüte Dich vor Fehlern, lieber Leser. Wenn Du

aber einen solchen begangen hast, so bekenne ihn freimüthig und bessere Dich. Du brauchst nicht zu fliehen, wie Theodor es that, denn es gehört zu den Seltenheiten, wenn es so gut abläuft, wie bei ihm. In den meisten Fällen ist das gerade Gegentheil der Fall.